

Autofahrt durch Portugal

VON HANS BETHGE

Wenn man im Auto von Spanien nach Portugal hinüberwechselt, ist man zunächst entsetzt über den Zustand der Straßen. Die spanischen Straßen sind ausgezeichnet, die Spanier sind sehr sorgfältige Straßenbauer und wissen besonders die Kurven, die sie geschickt überhöhen und mit breiter Ausladung anlegen, meisterlich herzustellen.

In Portugal sind nur einige Hauptverbindungsstrecken gut, ferner die Wege von Lissabon zu den wichtigsten Ausflugsorten der Umgegend wie Cintra und Cascaes. Alles übrige ist schlecht. Die Straßen sind vor allem nicht solid, sie sind von Anfang an zu weich angelegt, so daß sie bald wieder verfallen. Toll sind oft die Nebenwege. Auf solchen Nebenstraßen mußten wir ein paarmal umkehren, weil sie uns die Gedärme derart durcheinanderschüttelten, daß wir seekrank wurden und weil außerdem der Wagen gefährdet war. Man schaukelte über Grate und durch Trichter, es schien, daß ein Trommelfeuer des Weltkrieges über diese Wege dahingegangen sei. Man hatte das Gefühl, nicht mehr in Europa, sondern etwa in einsamen Gegenden Nicaraguas zu sein.

Wir fuhren aus der spanischen Provinz Galicien nach Portugal hinein, also in den nördlichen Teil des Landes. Dieser portugiesische Norden ist von einer gesegneten Fruchtbarkeit und landschaftlich bezaubernd. Die lichte Heiterkeit dieser Gegend, die Üppigkeit der Vegetation, der reiche Anbau der Felder und Weinplantagen erwecken die Vorstellung, daß man durch den Garten Eden dahinfährt. Alles blüht und strotzt beinahe tropisch um einen herum. Die Felder sind mit Zuckerrohr und Mais bestanden, Orangenhaine dehnen sich, der Wein wird an hohen Pergolas, den höchstgebauten, die ich in der Welt gesehen habe, emporgerankt, und unter diesen malerischen Pergolas entstehen Räume, die etwas ganz Festliches an sich haben, so daß einem, während man durch diese Gefilde fährt, die kaum ihresgleichen in Europa haben, in der Phantasie immer wieder ländliche Feste erscheinen, die man unter den hängenden Trauben dieser hoch in die Luft gehobenen Rebengewinde feiern möchte. Ja, diese Landschaft ist paradiesisch.

Auf den Märkten der kleinen Ortschaften sieht man die Frauen noch in Trachten — bunte Tücher mit vielem Gelb über schwarzen Miedern —, während die Männer die schwarze phrygische Mütze

tragen. Kauft man sich auf diesen Märkten von den großen, süßen, goldenen Trauben, so wird man ohne Liter- und ohne Pfundmaß bedient: die Frauen halten dir ein paar von diesen mächtigen, verlockenden Traubengebilden entgegen, nennen eine kleine Summe, und der Handel ist erledigt. Ist das nicht auch paradiesisch?

Man sieht auf den Landstraßen die aufrecht schreitenden Frauen, wie sie ihre Waren zum Marktplatz tragen. Die Straßen, auf denen sie wandern, sind meist in üppiger Weise von Eukalyptusbäumen eingefaßt, jenen hohen, heroisch-elegischen Bäumen, deren dichte Wipfel nicht selten eine Laube über der Straße bilden. Die Frauen halten nie etwas in der Hand, ihre Hände sind immer leer, sie tragen ihre Lasten stets auf dem Kopfe, das kleinste Päckchen und den riesigsten Korb mit einem Dutzend lebender Hühner, die in einer Voliere gackern. Oft meint man, sie müßten zusammenbrechen unter ihrer Last. Aber sie plaudern, schnattern, lachen und scheinen ihre Körbe oder die großen, am Brunnen mit Wasser gefüllten Tonkrüge kaum zu fühlen.

Es sind dunkelhäutige Menschen, ihre Haut ist olivenfarben, man sieht, im Gegensatz zu Spanien, nur selten schöne Frauen, die Männer haben etwas Wildes. Ein kolonialer Einschlag macht sich häufig bemerkbar, in den Städten tauchen kreolische Typen auf, auch Neger, man wird immer daran erinnert, daß man in einem Lande mit fernen Kolonien, mit lebhaften überseeischen Verbindungen weilt. Die Sprache, die unser Ohr erreicht, ist merkwürdig ungelent, sie ist reich an Zisch- und Nasallauten und hat nicht den Wohlklang des Spanischen. Zuweilen werden einem kleine Flugschriften ins Auto geworfen, von einer Liga ausgehend, die gegen den Analphabetismus kämpft und flehentlich bittet, aufklärend auf jene Eltern einzuwirken, die es nicht für nötig halten, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Es sieht mit der Schulbildung der einfachen Klassen trübe aus, und man hat das Empfinden, auch in dieser Hinsicht besteht kein großer Abstand zu Nicaragua.

Je weiter man nach Süden vordringt, desto mehr läßt die paradiesische Üppigkeit der Landschaft nach. Pinienwaldungen stellen sich ein, der Weinbau hört allmählich auf, und der eigentliche, außerordentlich heiße Süden des Landes mit seinem



Photo: Mauritius

Die Frauen aus den kleinen Ortschaften in der Umgebung von Lissabon tragen in großen Körben ihre Hühner, die wie in einer Vliere gackern, zu Markte.

Sandboden wird völlig mager. Die Ortschaften liegen in den ausgedörrten Prärien nur noch dünn gesät. Sieht man sie mit ihrem kalkweißen, blendenden Anstrich in der Ferne auftauchen, so kann man meinen, in die dürren, durchsonnten Gebiete Arabiens versetzt zu sein.

Eine köstliche Blume winkt einem durch das ganze Land mit ihrem wunderbar märchenhaften Blau von den Rändern der Landstraßen entgegen: die Tripodeira, eine großblütige Winde; über das samtene Blau laufen ein paar rote, zarte Streifen in den Blütenkelch hinein, — diese Märchenblume wirft sich mit strahlender, dekorativer Schönheit über Lauben, Umzäunungen und weißes Mauerwerk und spielt in Portugal eine ähnliche Rolle wie die violette Bougainville im südlichen Teile des Mittelmeeres.

Als wir durch Mittelportugal fuhren, durch einen ärmeren Teil mit Sandboden und Kiefernwäldern, tauchten am Rande der Landstraßen seltsame Visionen vor uns auf. Plötzlich knieten dort Kinder und hoben die zusammengelegten kleinen

Hände bittend empor, indem sie das Haupt ein wenig zur Seite neigten, — sie knieten wie Engel da und erflehten von den vorüberbrausenden Fremden ein Almosen. Kaum waren sie entschwunden und unser Erstaunen über diese engelhaften Gestalten einigermaßen beruhigt, da hockten schon neue Gruppen vor uns und hoben kniend die Hände. Zuerst ist man gerührt durch diese gut gespielte engelhafte Geste, — bald aber, wenn das Bild sich wiederholt, wird man kühl, und es kommt einem in verstimmender Weise zum Bewußtsein: Geschäft ist Geschäft.

Gleich am ersten Abend unserer Portugalfahrt lernten wir unvermutet einen der entzückendsten Plätze am Meere kennen: Vianna do Castello. Der Ort mit seinem Badestrand liegt reizend am Einfluß der Lima ins Meer, bezaubernd aber, weil ganz überraschend, wurde die Fahrt in der beginnenden Dunkelheit hinan zum Badehotel Lusía, das, mit dem Ort durch eine Drahtseilbahn verbunden, auf einer Bergkuppe mit dem prachtvollsten Rundblick ganz verführerisch thront.

Welch eine märchenhafte Fahrt die gewundenen, dunkelnden Wege hinauf, scheinbar ins Ungewisse, unter Akazien und Johannisbrotbäumen hin, mit den immer phantastischer werdenden Ausblicken auf die verdämmernde, schon von Lichtern durchsetzte Landschaft, auf das breite Band des Limaflusses, auf die flammende Abendröte über dem veilchenfarbenen Meer!

Wir trafen dort oben eine bunte Gesellschaft von einer Halbeleganz, wie sie für die portugiesischen Hotels charakteristisch ist. Die Damen tragen sich meist in zu grellen Farben und wirken, besonders wenn sich der koloniale Einschlag im Typ bemerkbar macht, leicht exotisch. Die Männer sehen, zumal wenn sie älter werden, mit ihrer Olivenhaut, ihren Hakennasen, und von den schlecht sitzenden Smokings ihrer mäßigen Schneider umschlottert, leicht wie Abenteurer oder entgleiste Schauspieler aus. Man denkt sich wieder, in den Hotels von Nicaragua muß es ähnlich sein.

Etwas Großsprecherisches, eine Phantasie, die sich an übertrieben großen Zahlen berauscht, ist tief im Wesen dieser Rasse verankert. Ihre Münz-

einheit war lange der Milreis, also tausend Reis, die einen Gesamtwert von noch nicht fünf Mark repräsentierten; noch heute rechnen viele nach diesem System, das stark an die atemraubenden Zahlen unserer Inflation erinnert. Sie numerieren in den Straßen ihrer Städte nicht die Häuser, sondern die Fenster, um zu möglichst hohen Ziffern zu gelangen, und die Bestände der Kavallerie werden nicht nach Pferden, sondern nach Pferdebeinen ausgedrückt, was man vom normaleuropäischen Standpunkt aus als eine wahrhaft aufschneiderische Art der Weltbetrachtung bezeichnen muß.

Die Städte? Es gibt eigentlich nur drei von Bedeutung: die Hauptstadt Lissabon, die Handelsstadt Oporto, die alte Universitätsstadt Coimbra. Auffallend in allen Städten ist die Neigung, die Fronten der Häuser mit buntgemusterten Fliesen zu belegen, eine farbenfrohe Sitte, die auf die Maurenzeit zurückgeht. Auch die Kirchen zeigen häufig Fliesen als ornamentalen Schmuck, im achtzehnten Jahrhundert wurden ganze Gemälde in dieser Technik ausgeführt und in die Wände der Kirchen eingelassen.



Photo: Dr. Weller, Bertin

Seebad Praia da Roca in Südportugal.

Die Tafelküste des Südens mit ihren vielen pittoresken Buchten ist von einem herrlichen Sandstrande umsäumt.



Photo: E. v. Hopffgarten

Claustro do Silêncio in Coimbra, von Marcos Pives († 1524) erbaut.

Oporto ist wahrhaft langweilig und reizlos, male-
risch erregend nur eine einzige Stelle: die auf den
Streben einer imponierenden Eisenkonstruktion
kühn über die hohen Felsenufer des Douro geschla-
gene Brücke mit ihrem Blick auf das bunte Hafenge-
triebe in der schluchtartigen Tiefe.

Coimbra liegt reizend auf den Höhen des schnell-
fließenden Mondego. Die Stadt wird das portugiesi-
sche Athen genannt, denn sie beherbergt die ein-
zige, berühmte Universität des Landes. Camoes,
Portugals größter Dichter, der vielleicht in Coim-
bra geboren ist, hat hier zum mindesten seine
humanistisch-klassische Bildung erhalten, die er in
seinem Lusiaden-Epos, einer Verherrlichung por-
tugiesischen Heldentums, mit Vorliebe dokumen-
tiert. In Coimbra ragt eine prachtvolle Kathedrale:
ein ernster romanischer Bau, der mit seinem trotzi-
gen Zinnenkranz mehr an eine Festung als an eine
Kirche gemahnt. Der Ort wird anmutig bekrönt
von den Gebäuden der Universität, sie gruppieren
sich um einen malerischen Hof, von dessen Terrasse
man einen köstlichen Ausblick auf die weiße Stadt,
auf die Berge mit ihren Gärten und Klöstern und
den Mondego genießt. Coimbra ist die Stadt der

Romantik, romantisch ist auch die Tracht der
Studenten mit ihren schwarzen Talaren und den
mittelalterlichen Mützen. Es gibt keinen liebens-
würdigeren Ort in Portugal als diesen.

Lissabon hat eine bevorzugte Lage auf den
Höhen des hier seeartig erweiterten Tejo. Am ein-
drucksvollsten ist der Blick, wenn man auf dem
Flusse treibt: das Panorama eines rhythmisch schön
gelagerten Stadtbildes tut sich auf. Lissabon be-
sitzt einige stattliche moderne Avenuen, einen
schönen weiten Platz am Wasser, im übrigen zeigt
es das buntscheckige Architekturbild der zu eilig
emporgekommenen Städte des Südens, in denen
neben dem Palazzo unvermittelt die Hütte steht.
Das schönste ist der Ausflug ins Cintra-Gebirge.
Ein entzückendes Bergland, einige der wichtigsten
Höhen gekrönt von dem Zinnenwerk einer ausge-
dehnten alten Maurenburg, der höchste Gipfel von
einem ehemals königlichen Schloß im Burgenstil.
Überall eröffnen sich reizende Rundblicke, über be-
waldete Höhen und die Ebene bis ans Meer. Der
geräumige Park, der auf Hügeln und in verschwie-
genen Tälern träumerisch das Schloß umgibt, über-
rascht durch die Fülle alter Zedern, und ist be-



Photo: Vasques

Santa Maria de Belém. Die freistehenden Sarkophage Vasco da Gamas, des großen Seehelden, und seines dichterischen Verherrlichers Camões. Im Hintergrund das Kenotaph des 1578 in der Schlacht bei Alkasser-Kebir spurlos verschwundenen Königs Sebastian.

rühmt durch das verschwenderische Blühen seiner Kamelien im Frühjahr. Engländer und Amerikaner haben sich in dieser schönen Gegend angesiedelt und ihre Häuser mit gepflegten Gärten umgeben, in denen alle möglichen Bäume und Sträucher aus viel südlicheren Ländern wachsen und der Landschaft einen tropischen Charakter verleihen.

Lissabon verfügt über keine alten Architekturdenkmäler, mit Ausnahme des in einem Vorort gelegenen Klosters Belém. Dieses Kloster ist berühmt als reinste Verkörperung eines von den Portugiesen um 1500 heraufgeführten Stils, des sogenannten Emanuelstils, einer unglücklichen Umbiegung der Spätgotik ins Pompös-Orientalische. Noch heute wird dieser populäre Nationalstil mit Vorliebe angewendet — man kann sich denken, in welcher Trivialisierung —, wenn es gilt, Bahnhöfe, Hotels, Banken oder Villen zu errichten. Der Emanuelstil geht zurück auf die Zeit, als Vasco da Gama von Indien zurückkam, wohin er den Seeweg entdeckt

hatte. Man vermengte die edlen Formen der Gotik auf rücksichtslose Art mit der Ornamentik der neuen indischen Kolonien, Formen der Frührenaissance, besonders im Süden des Landes, auch maurische Einflüsse traten hinzu, und so ist ein fataler Ornamentstil von zügellosem Barock entstanden, bei dem man die Vorstellung von geklöppelten Spitzen und Zuckerbäckerei nicht los wird.

Nein, das schönste Bauwerk Portugals, zugleich eines der erhabensten Monumente auf der iberischen Halbinsel überhaupt, steht anderswo. Es ist die Kathedrale von Batalha (sprich: Batalja). In der Nähe dieses kleinen Ortes spielte sich 1385 der siegreiche Freiheitskampf der Portugiesen gegen die Spanier ab, und die Kathedrale wurde als das Freiheitsdenkmal des portugiesischen Volkes errichtet. Sie liegt in einem flachen Tal, dessen Höhen mit Oliven und Pinien bestanden sind, — aus der Ferne ist sie nicht zu sehen, man wird sie

erst gewahrt, wenn man auf den umgebenden Hügeln angelangt ist. Es ist die bescheidenste, rührendste, einsamste Lage, die ein so mächtiges Gotteshaus haben kann. Ein Denkmal der edelsten Gotik ragt hier auf, erbaut in einem goldenen Kalkstein, den man benachbarten Steinbrüchen entnommen hat. Das Innere ist hinreißend. Ein beseelter Raum von ergreifender Feierlichkeit nimmt den erstaunten Besucher auf. Man hat, die keusche Reinheit dieser Architektur klug erkennend, alle späteren Zutaten entfernt, — keine Kanzel, kein Bild stört den schlanken Rhythmus des von den schönsten Verhältnissen gesegneten Raumes. Man wandelt durch eine wunderbar gewachsene Pfeilerarchitektur von bestechender Schönheit und Größe, ein unvergeßlicher Eindruck.

Leider hat die Emanuelzeit auch hier gesündigt, ein Kreuzgang und eine gottlob unvollendet ge-

bliebene Kapelle für Königsgräber, in deren ruinenhafte Romantik der offene Himmel scheint, zeigt den fragwürdigen Stil jener Epoche. Aber diese Dinge liegen glücklicherweise ziemlich abseits, der edle Hauptbau blieb vor jeder Entstellung bewahrt.

In einer der schönsten Kapellen der Kirche befindet sich jetzt das Grabmal des unbekanntenen Soldaten. Der Portugiese pilgert nach Batalha, wie der Moslem nach Mekka pilgert, das Leben wäre gleichsam ohne rechten Sinn, wenn man nicht wenigstens einmal den geweihten Raum des nationalen Heiligtums betreten hätte. Der Name Batalha ist mit Recht der feierlichste, strahlendste, erhabenste, den ein Portugiese auf die Lippen nehmen kann.

In Batalha schlägt in ideellem Sinne das Herz des portugiesischen Volkes.

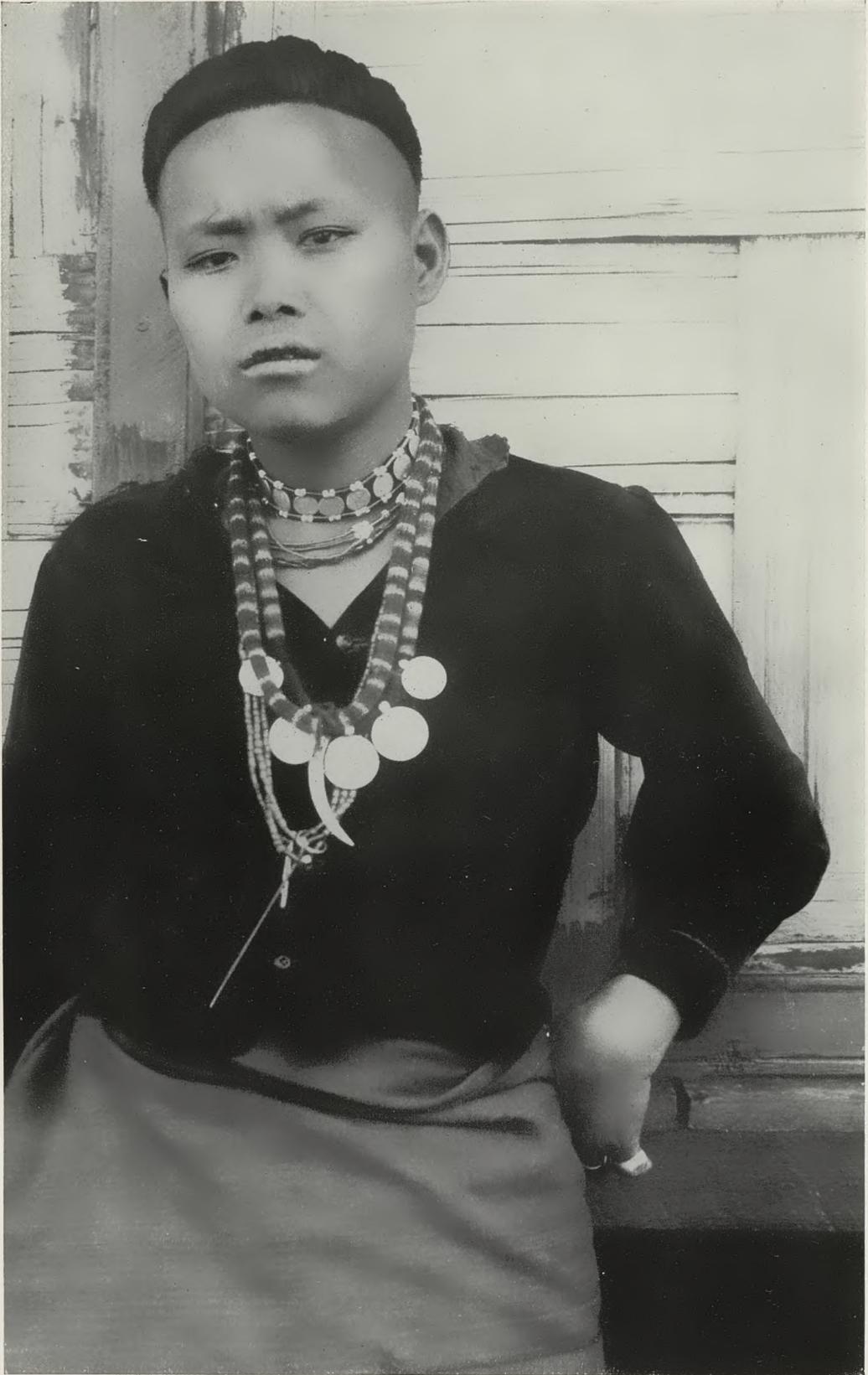


Das Freiheitsdenkmal der Portugiesen, die Kathedrale von Batalha, deren ältester Bau von König Johann I. 1388 begonnen wurde zum Gedächtnis an seinen Sieg über Spanien, Portugals schönstes und berühmtestes Bauwerk.



Photo: Vasques

Kreuzgang des „Convento dos Jeronymos“ in Belém, eines der großartigsten Denkmäler des „Emanuelstils“, so gen. nach Manuel I. (1495—1521), der Portugal auf die Höhe seiner Macht führte. Spätgotische Zierfreudigkeit wuchert ins Üppige, Voluminöse, voll heftiger Licht- und Schattenwirkungen, verbunden mit naturalistischen Formen und Abbildern, die die überseeischen Eroberungen andeuten. Dazu überall Anklänge an die maurische Kunst. Quadratische Anlage mit abgeschrägten Ecken und zwei Bogengängen übereinander.



Abor-Mädchen aus dem Khamgebiet, nördlich von Assam und Oberburma.



Eine wunderschöne alpine Primelart wächst in großen Massen in den bis 4000 m hoch gelegenen Grasgürteln der Mishmi Hills (Nordgrenze von Assam).

Jagd nach Blumen im innersten Asien

VON CAPT. F. KINGDON-WARD

mit 12 Aufnahmen des Verfassers

Nie betretene Berggipfel mit ewigem Schnee blockieren das indische Reich im Nordosten gegen China und Tibet. Wir stehen am Rand unverwalteter Gebiete des nördlichen Assam und blicken auf die Mishmi Hills, die sich reihenweise bis zum Gipfel der Welt emporranken. Der äußere Rand der Berge, die der Ebene gegenüber liegen, ist mit dichtem, weglosem Wald bestanden und nur dünn mit unfreundlichen Menschen bevölkert. Der immerwährende Regen, der die Berge im Sommer durchtränkt, veranlaßt die üppige Vegetation, doch im Winter sind sie schneebedeckt. Stechmücken und Blutegel erschweren in den subtropischen Wäldern den Menschen das Leben. Kein Wunder, daß diese Berge nur selten von Weißen besucht werden! Doch in eben diesen Wäldern wächst eine Überfülle prächtig blühender

Bäume, wie zum Beispiel unvergleichlich schöne Magnolien, Rhododendron in allen Größen und Farben, Ahornbäume, Eichen und Stechpalmen in nie endenwollender Vielfältigkeit. Jenseits der Vorberge bis hinauf in die höchsten Spitzen weben Myriaden Blumen die prächtigsten Teppiche.

Als mein Gefährte und ich mit fünfzig Mishmi-¹⁾ Kulis, die Proviant und Ausrüstung trugen, über die britische Grenze in die bewaldeten Berge vordrangen, um dem unbekanntem Land Geheimnisse zu entlocken, stießen wir überall auf Hindernisse. Teils rührten sie von der Natur her, teils wurden

¹⁾ Die Mishmi gehören mit den Abor zu dem Stamme der Bhot, einem Nomadenvolke der südöstlichsten Landschaft des Tibet; sie leben in Polygamie unter einer Art Matriarchat; als Geld benutzen sie Tierschädel. (Anm. der Red.)

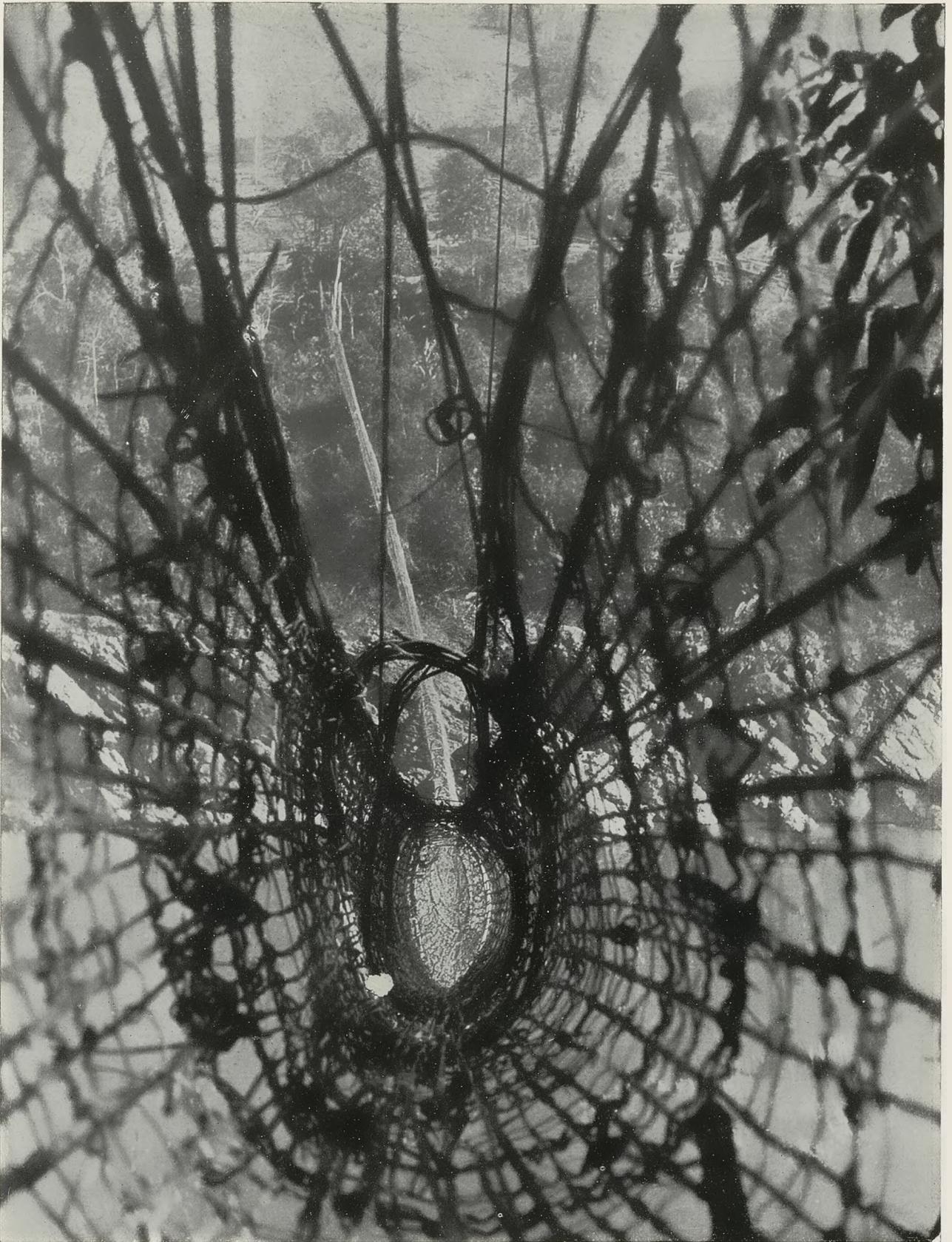
sie von mißtrauischen Eingeborenen geschaffen. Gleich nachdem wir die Ebene verlassen hatten, setzte schlechtes Wetter ein, und nachdem wir uns einen Monat abgeplagt hatten, waren wir erst hundertdreißig Meilen von unserem Ausgangspunkt entfernt. Der Weg war scheußlich. Es ging auf und ab über steile Felsen, Wurzelholz und Schlinggewächse sperrten den Weg, wir kletterten über steiniges Geröll in dem eisigen Gebirgsbach, pirschten uns durch den dampfenden Dschungel und gelangten nur mühsam vorwärts. Und als wir endlich in die Berge gekommen waren, wurden die Mishmi mißtrauisch und boshaft. Sie wollten uns zur Rückkehr bewegen. Aus irgendeinem Grund wollten sie ein Vorwärtsdringen verhindern, sie gingen sogar so weit, daß sie den Weg mit spitzen Bambusstäben zu verbarrikadieren suchten, damit sich unsere kleinen Kulis aufspießen sollten, wenn wir nicht zurückgingen. Sie weigerten sich nicht nur, uns zu helfen, sie wollten uns auch keinen Proviant verkaufen und uns nicht den Weg zeigen. Die Lage

war schrecklich. Einige Dörfer jedoch waren freundlicher, wir vergaßen also die schlechtgesinnten, und nachdem wir genügend Vorräte hatten, wanderten wir langsam talaufwärts, bis die schneebedeckten Berggipfel in Sicht kamen. Das war ein Anblick, der unsere müden Herzen erfreute, und wohlgemut versuchten wir schneller vorwärts an unser jetzt sichtbares Ziel zu kommen. Die Mishmi geleiteten uns auf einer Brücke, die aus Bambusrohr geflochten war, über den Fluß. Man mußte sich an ein breites Rohr hängen und gelangte durch kräftiges Schwenken mit Armen und Füßen vorwärts, wenn auch dieser Übergang alles andere als komfortabel war.

Als sie uns dann mit Sack und Pack auf einem schmalen Felspfad hoch über dem Fluß abgeladen hatten, erklärte die elende Gesellschaft, daß sie sich hier von uns trenne und uns aufsitzen ließe. Das entfachte eine solche Wut in mir, daß ich zu böartigen Repressalien Zuflucht nahm. „Entweder vorwärts oder zurück,“ sagte ich, und als sie sich weigerten, fügte ich hinzu: „wenn ihr uns nicht



Eine Wiese von Lilien in Tibet, Tsangpo-Tal.

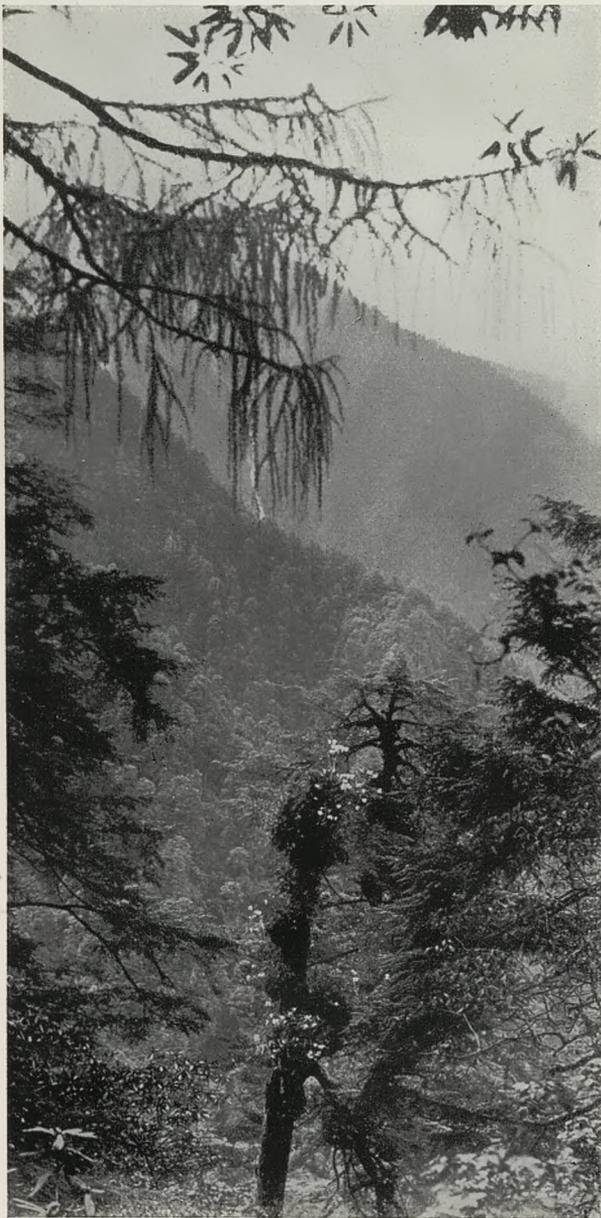


Hängebrücke über den Dihong-Strom (Name des Brahmaputra im Durchbruchstal des Himalaja) in Abor Hills, Nordwest-Assam, von den kriegerischen Eingeborenen aus Lianen und Pflanzenfasern geflochten. Die schlauchförmige Brücke hat eine Länge von etwa 270 m.

mit in euer Dorf zurücknehmt, sollt auch ihr nicht hinkommen.“ Ich setzte meine Worte in die Tat um und ging zurück zur Brücke und schnitt das Rohr durch. Schlimme Vorwürfe folgten diesem Vorgehen, aber schließlich setzten die Mishmi die Rohrbrücke wieder instand und nahmen uns mit in ihr Dorf zurück.

Vierzehn Tage später, als wir wieder Frieden geschlossen hatten, unternahmen wir einen neuen Vorsprung und folgten einem Jägerpfad, der direkt in die Berge führt, in ein Lager, zehntausend Fuß hoch im Regenwald gelegen. Hier saßen wir sechs

Wochen lang in Regen und Nebel in einer Wildnis von Rhododendron und versuchten, während dieser Zeit durch wassertriefende Wälder und verschlungene Dickichte den Weg in die alpine Region zu erkämpfen. Die Welt lag zu unseren Füßen. Die brutale Schönheit der waldüberfluteten Berge, die vom Regen aufgepeitscht und aufgewühlt wurde, nahm einem den Atem. Vor uns dehnten sich in Blumenform die ganzen Juwelen der Welt: Sterne, hängende Glocken, schlanke, pagodenartige Türme. Wir konnten kaum den Blick von dieser Pracht abwenden, um die Arbeit zu vollenden, um derent-



Gemäßigter Regenwald mit Lärchen, Eichen und Rhododendron bullatum, das sich auch auf hohen Bäumen ansiedelt; über 3000 m. Mishmi Hills.



Rhododendron-Wald im Tsangpo-Tal, östlich von Lhasa.



Oben: Eine kleine Purpur-Orchidee (Pleione) auf einem Felsen des Regenwaldes in über 3000 m Höhe.



Rechts: Junger Jäger aus dem Quellgebiet des Irrawady mit einem erlegten Takín, einer seltenen Rindergemsenart des Himalaja mit tief-schwarzem Fell, das auf dem Rücken rötlich getönt ist.



Seltene Pilzform: Ein Amorphophallus, der zur Gattung der Gastromyceten (Bauchpilze) gehört (Indochina).



Große Hedychium mit buschig angeordneten rosa und hellgelben Blüten, die aussehen wie Insekten mit langen Fühlern; kommt im hohen Gras der subtropischen Täler von Assam (bis zu 1500 m Höhe) vor.

willen wir den ganzen Weg gemacht. Das Ende unserer Reise bedeutete aber nicht das Ende unserer Mühsale. Vieles ging schief, wir litten Hunger, wenn neue Vorräte uns nicht rechtzeitig erreichten, Durst, wenn der Regen einmal aussetzte, denn auf unserem einsamen Felsrücken konnten wir keine Quelle finden, und schließlich setzte gegen Ende des Herbstes, wo eigentlich das Wetter schön sein sollte, ein vierzehntägiger Sturm ein. Aber nie vergaßen wir den wunderbaren Tag, an dem wir als die ersten Weißen mitten in den Mishmi Hills auf dem höchsten Gipfel standen und in das Tal zehntausend Fuß unter uns hinablickten auf die wirren, bunten, mit Primeln durchsetzten Rhododendron und auf die vielen Meilen Schnee unter unseren Füßen — eine unbeschreibliche Pracht.

Viel größer ist die Freude über die Entdeckung unbekannter Pflanzen als über die Entdeckung bekannter Pflanzen in unbekanntem Orten, doch wir stürzten uns mit einem Freudenschrei hier in den

Mishmi Hills auf verschiedene alpine Pflanzen, die bisher nur fünfhundert Meilen westlich gefunden worden waren (*Meconopsis paniculata*). Dieser Fund allein genügte, um zu wissen, daß die große Himalajakette nicht plötzlich an der Krümmung des Brahmaputra endet, wie es den Anschein hat, sondern daß sie sich nach Osten verlängert.

Ungefähr um die Mitte des Monats Juli ist die alpine Blumenpracht vorbei, der erbarmungslose Regen treibt sie zu einer formlosen Masse zusammen. Dann setzt eine Windstille ein, eine Unterbrechung des Monsuns. Eine heiße Sonne scheint auf die durchnäßten und durchschauerten Wälder herab, und ein unangenehmer Zersetzungsgeruch hängt über der dampfenden Erde. Überall tauchen widerlich aussehende Giftpilze auf. Doch der Waffenstillstand ist nur kurz, und die kurze Jahreszeit endet wie sie angefangen: mit einem Orkan. Dann kommen im Oktober schneidende Winde vom Plateau, und wüste Schneestürme begraben die alpinen Pflanzen sieben Monate lang.



Aristolochia Griffithii, eine Kletterpflanze (Osterluzei) mit pfeifenkopfförmigen Blüten, die einen starken Aasgeruch ausströmen und dadurch Insekten an sich ziehen, die dann in die bauchigen Blütentrichter fallen, und nicht mehr imstande sind, die glatten Wände emporzuklettern.

Unten: *Meconopsis*, Himalaja-Mohn, in einer Höhe von 5000 m während der Blüte im Juli.

Der Wind tost und tanzt über ihren Gräbern; nur wunderbar blauer Enzian, die letzte aller Alpenblumen, schimmert matt von den Felsen herab und läßt seine Saat in der Kälte reifen.

Doch bevor wir den Samen aller Blumen sammeln konnten, war wieder eine Menge geschehen. Die Mishmi hatten von neuem revoltiert und weigerten sich, Lasten für uns zu tragen. Gegen Ende Oktober, wenn die Hügel unter einer dicken Schneedecke schlafen und der rauhe Wind vergeblich die erfrorenen Sträucher schüttelt, mußten wir uns unseren Weg durch Wind und Schnee bahnen, um den Samen der schönsten Alpenblumen zu sammeln. Zum letztenmal erkletterte ich mit zwei treuen Eingeborenen den Grat, schief in einer Höhle und suchte eine Woche lang den Samen der schönsten, von uns entdeckten Pflanzen. Dann verließen wir mit unserer Beute dieses ungestaltliche Tal. Im November erreichten wir wieder die indische Grenze, von wo aus wir acht Monate vorher aufgebrochen waren. Wir hatten eine schwere Zeit durchlebt, doch es hatte sich gelohnt. Wir brachten Saat mit von fünfzig verschiedenen Rhododendronsorten sowie Samen von anderen Pflanzen und eine Anzahl Orchideen; alle gedeihen gut. Und wenn nach Jahren diese Pracht der Mishmi Hills in englischen Gärten blüht, dürfen wir uns sagen, daß die Monate der Anstrengung und des Kampfes gegen unerwartete Schwierigkeiten und Auflehnung bössartiger Eingeborenen nicht umsonst waren.





Eine wundervolle Rhododendronart (Joderi; „King George“). Capt. Kingdon Ward gelang es mit seinen Begleitern, im Himalaja-Gebiet eine große Zahl neuer Rhododendronarten zu entdecken, von denen einige heute schon in englischen Gärten zu sehen sind.

Lustiges aus einer Dorfschule

mit 23 Aufnahmen von EWALD WELZEL

Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht!“ Lebenslust, Arbeitsfreude und Tatkraft unserer Kleinen blühen im Schein einer solchen Sonne am besten und versprechen, im späteren Leben die schönsten Früchte zu bringen. Kinder aus dem Alter der Zahnlücken sind das dankbarste Material für die Verwirklichung lebensbehaltender Erziehungsideale. Scherz und Humor, oft auch ein lautes Austoben, auch wenn es uns Erwachsenen nicht immer schön erscheint, es ist aber Kindesart und Kindersinn.

Eine Schule, in der die Kinder wie Wachfiguren auf ihren Bänken sitzen und mit Angstgesichtern ins Leben schauen, ist als Tyrannei eines Naturgesetzes anzusehen. Ebenso verderblich erscheint mir aber auch die lasche Auffassung von Freiheit, die aus der Schule einen Tummelplatz kindlichen Ungehorsams und böswilliger Frechheit machen will. Freie Gestaltung der kindlichen Kräfte nach allen guten Richtungen hin, eine gewisse Großzügigkeit bei Beurteilung harmloser Streiche, alles aber auf der Basis der Konsequenz, die mitunter auch Strenge durchblicken läßt, sind der goldene Mittelweg in der Erziehung.

Kind unter Kindern muß man sein, will man ihre echte, unverdorbene Natürlichkeit verstehen. Dann bieten sich dem Erzieher oft genug Bilder, die wirklich wert sind, festgehalten zu werden. So ist die Herstellung einer Bilderreihe versucht worden, die das Leben der Dorfschuljugend in und außerhalb der Schule zeigen soll.

Weit abgelegen von der großen Verkehrsstraße und weit entfernt von der nächsten Stadt liegt inmitten einer schönen Landschaft von großen

Waldungen und fischreichen Teichen umkränzt das einsame Schuldorf, in dem jene Bilder entstanden sind. Hier ist die Schuljugend reicher als in der Stadt, denn die Dorfstraße mit allem toten und lebenden Inventar wie Hunde, Gänse, Hühner, Enten, Sand, Stöcke, Knüppel, Steine usw. bildet ihren riesengroßen, abwechslungsreichen und in allen Farben schillernden Spielzeugkasten, der sich mit den ungeahntesten Möglichkeiten noch in weite Fernen über Felder und Wälder erstreckt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter bringen ein anderes Tagewerk, andere Spiele, tausend neue Ereignisse im Hause und auf dem Felde, nicht nur einen Wechsel der Kleider und des Nachtisches. Jedes Kind kennt das ganze Dorf, erfährt vieles über jede Familie, über die Freuden und Sorgen, das Gute und Böse, das dort vorgeht. In einem aufgeweckten Dorfkind bildet sich rasch ein wertvoller Sinn für Menschen aus. Wieviel näher rückt alles Leben im Dorfe an die Kinder heran, wie selten bei einem von ihnen jener etwas kindlich traurige und verlorene Blick der Großstadtkinder! Wirklichkeit und Phantasie sind in der Natur der dörflichen Welt einander näher, weil in beiden mehr Lebenssubstanz vorhanden ist. So ist es den Kindern leichter, das schwierige Gleichgewicht des Lebens zu finden. Unter dem weiteren ländlichen Himmel kann sich der kindliche Übermut ungehindert austoben, und die frischen, jugendlichen Kräfte wachsen hier körperlich und geistig zu einer strotzenden Gesundheit aus, von der man in so vielen großen Reden hört, daß nur sie allein die Quelle sei, aus der einem Staate und seinem Volke die urwüchsige, schöpferische und erhaltende Kraft zufließen.

Zu den Bildern auf der rechten Seite:

Oben: Eine lustige Geschichte. Eine lustige Stunde gibt es heut, der Herr Lehrer erzählt Geschichten. Da sitzen sie still wie die Mäuslein, und in atemloser Spannung hängen sie an des Lehrers Mund. Doch plötzlich brüllt die kleine Gesellschaft in Erinnerung selbst erlebter Episoden mit dem unbändigsten und herzlichsten Lachen der Welt los. Denn es heißt da an einer Stelle: „... und plumps, fiel er mitten in das Pampfloch hinein“!

Unten: Die schaurige Geschichte vom Menschenfresser. Doch dann, huh, da wurde die Geschichte schrecklich gruselig. „... und als der böse Menschenfresser nach Haus kam, zog er sein langes Messer und packte den kleinen Fritz an den Ohren und ...!!!“ Furchtbares Entsetzen spiegelt sich auf den Physiognomien der Kleinen wider. Ob die Geschichte, den Kindern dramatisch erzählt, zum Erlebnis geworden ist? Ich glaube, sie werden sie noch ihren Enkeln wortgetreu vorerzählen können.

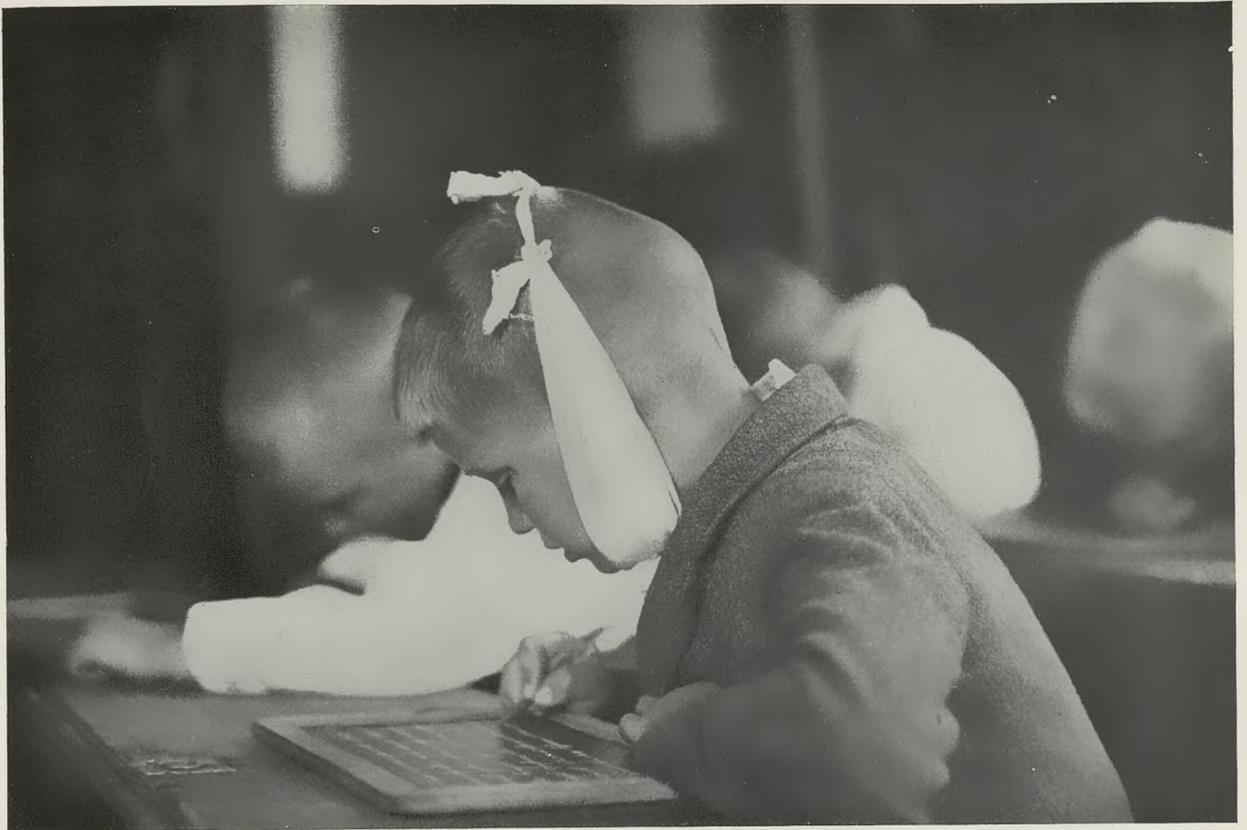




O dieser Blick! Wir kennen alle die Situation, denn wir waren selbst keine Musterschüler, die alles wußten und alles am besten konnten, die nie einen Schmutzleck auf ihren Fingern, geschweige denn auf der Seele duldeten. Blitzschnell muß es hinter des Lehrers Rücken geschehen, denn ebenso schnell kann er sich umdrehen und den kleinen Übeltäter erwischen. Eine Sekunde konzentrierter Angst und eine Portion kriminalistischen Scharfblickes gehören zu dem Wagstück. Mag es heut einmal gelingen. Auch die Tat aus Angst ist eine Heldentat, besonders wenn sie geglückt ist.

Immer schreibt sie mit der Nase. Lottchen ist ein liebes, gutes Mädel, aber sie hat einen schrecklichen Fehler: sie schreibt mit der Nase. Mit fortwährenden Ermahnungen hat sich bereits der Lehrer abgeplagt, nun mußte er mit Drohungen sein Glück versuchen, und heut hat er sein schwerstes Geschütz aufgeföhren und ihr gesagt: „Alle kleinen Mädchen, die immer wieder mit der Nase schreiben, müssen bald eine Brille tragen, und dann sehen sie aus wie eine alte Hexe, und dann mag man von ihnen nichts wissen.“





Richards Zahnschmerzen. Zahnschmerzen haben auch ihre angenehmen Seiten. Man kann einen ungeheuren Verband tragen, der dem Köpfchen immerhin ein ansehnliches Äußeres gibt. Richard läßt sich stets mit einem gewissen Stolz bestaunen, wenn er fühlt, daß ihm von allen Seiten Mitleid entgegengebracht wird und daß alle Augen auf ihn gerichtet sind. Eine noch bessere Seite der Zahnschmerzen ist die, daß man, wenn auch aus Erfahrung nicht mehr dem Lehrer, so doch sich selbst gegenüber die vielen Fehler im Diktat damit entschuldigen kann: „Ja heut kann ich nicht schreiben, ich hab’ heut Zahnschmerzen!“



Das böse Gewissen. Fritzchen hat schon wieder nicht aufgepaßt. Erst vorhin wußte er den kurzen Satz des Diktates nicht weiter und nun, als der Lehrer den nächsten Satz sagte, da hatte sich eine Fliege auf seine Nase gesetzt und da unangenehm gekitzelt. Schwapp, versuchte er sie zu fangen, doch weg war sie. Und der Satz? Recht ist ihm, nun mag er sehen, woher er ihn zugeflüstert bekommt. „Wenn sich bloß der Herr Lehrer mal umdrehen würde!“



Fünf Minuten vor den Hitzeferien. Hundstage sind's. Heiß brüdet die Sonne auf die Südwand des Schulzimmers. Arbeitslust und Fleiß der Kinder und auch des Lehrers Unterricht stehen schon ganz unter der Vorahnung der Hitzeferien. Da darf kein Fleiß mehr gezeigt werden. „Unaah?! Wenns doch bald Schluß wäre!“ Hier lernt man simulieren und markieren, denn alle Lebensgeister erwachen wieder trotz größter Hitze bei dem Kommando: „Hitzeferien“.



Die böse Zeit der Milchzähne. Maxels Milchzahn schmerzt schon drei Tage. Er wackelt wie eine lockere Zaunlatte, doch hatte Max noch nie den Mut dazu, ihn mit Blumendraht zu umwickeln und mit einem Ruck herauszuziehen, wie es seine tapfere Schwester empfahl. Mädchen sind in solchen Dingen oft mutiger als Jungens. Warum auch soll der Milchzahn so schnell heraus? Es spielt sich so schön daran, wenn man eine schreckliche Arbeit zu leisten hat. Abwechslung muß sein!



*Auf der Fliegenjagd!
Die Fliegen auf der Bank
gehören zum Inventar einer
Dorfschule. Der Jungen
Spezialität, sie mit der Hand
zu fangen, wächst mitunter
zum sportlichen Wettbewerb
aus. „Aha, da sitzt wieder
eine, siehste Fritze, das ist
das Biest, das mir vorhin
durchgewitscht ist. Paß mal
auf, jetzt krieg ich sie!“*

*Und diese Hand dabei!
Schon nähert sich die Hand
dem ahnungslosen Geschöpf,
das immer noch sich putzend
auf dem Tafelrand sitzt.
Diesmal muß es klappen!
Doch halt, vorsichtig, jetzt
merkt sie etwas, ruhig, ruhig,
der Moment ist günstig, —
schwapp! — — — „Was
meenste, Fritze, ob ich sie
habe?“*





Stecken geblieben. Warum gibt es hier so großes Herzeleid? Frieda ist in einer unangenehmen Lage. Eine Stunde lang hat sie zu Haus das Gedichtchen gelernt, und nun packt sie der Teufel der Vergeßlichkeit am Kragen und sie bleibt stecken. Das ist ein wahrhaft wichtiger Grund, um in tränenreiches Schluchzen auszubrechen und dem Herrn Lehrer überzeugend zu versichern: „Gestern — — — hab’ — — — ich’s — — — noch gekonnt!“

Das Diktat im Freien. Herrlich ist so ein Diktat im Freien! Da kann man sich ins Gras strecken und eine bequeme Lage ganz nach Herzenslust einnehmen. Die böse Bank übt auf die Körperhaltung keinen Zwang aus, man strampelt mit den Beinen in den Himmel und kann erfolgreicher und unbeobachteter auf des Nachbars Tafel schielen. Ach wenn’s doch immer so bliebe!





Wer macht's nach? Otto brachte einen Laubfrosch mit, dessen Kletterkünste er an seiner eigenen Nase zeigte, mit heldischer Selbstbeherrschung, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Photograph in der Schule. Ein großes Ereignis, alle sind mit den Sonntagsschürzen und -Joppen und naßgeklatschten Haaren erschienen. Unter dem Bild wird später, blümchenumrandet die Inschrift prangen: „Zur Erinnerung an meine Schulzeit.“





Der Hund des Handelsmannes. Jeden Donnerstag gibt es für die Kinder ein Ereignis im Dorf. Der Handelsmann zieht mit seinem Wäglein von Haus zu Haus, um Butter, Eier, Hühner zu kaufen. Währenddessen sitzt sein Fox treu und brav auf dem Pferd und paßt schön auf, daß sich niemand dem Wagen nähert. Die Jungens können ihn nie ungestört lassen. Sie necken ihn solange, bis er keifend vom Pferde springt und sie auseinander jagt.



Sachverständige. Da stehen sie nun, die kleinen Kerle, um die D-K-Wupp-dich, wie sie sie nennen, und jeder weiß mehr davon als der andere. „Und wenn de nich globst, daß das hier der Auspuff ist, da lackiere ich dir eene.“

Schulschluß. Ledig aller Schülersorgen zählt man hier draußen gründlich heim, was drinnen in Gegenwart des Lehrers nicht möglich war. Ein Dritter benutzt die günstige Gelegenheit, um den Raufbold zu versohlen, und ein Vierter beobachtet mit dem Blick eines Kampfrichters den spannenden Ausgang: „Fritze, gib ihm!“



Hu, was Neues! Was gibt's da nur zu sehen? Einer hat auf dem Heimweg hinter dem einen Tor etwas gewittert. Nun steckt er schnell seine Nase durch einen Spalt, und die vielen hochgezogenen Falten auf seiner Stirn verraten, daß sich da etwas ganz Ungeheuerliches ereignet.

„Maxe, Fritze, kummt ock schnell mal her, aber ganz schnell, ganz ganz schnell!“ Da kommen sie nun angewackelt in langen Sätzen, und ihre Näschen werden bald die übrigen Löcher im Hoftor füllen. Nachher gibt es lebhaft Debatten!



Ärrrrrrrrrrrr! Unwiderstehlich ist der Reiz, an ein Hoftor zu donnern, hinter dem ein Dorfkläffer furchtbaren Spektakel macht. Das haben wir als Jungen ebensowenig lassen können, als unsere heutige Jugend. Ärrr! ärrr! und mit Ruten und Stöcken wird geklopft, geschabt und gekratzt, bis der Hund die aufreizende Herausforderung annimmt und unter gefährlichem Knurren seine zähnefletschende Schnauze unter dem Hoftor heraussteckt.



Hau. Hau. Doch dann steigt seine Wut ins Ungeahnte, wenn die Jungens es immer toller und wilder treiben. Da kann sich der feige Köter nicht halten und wagt unter Keifen und Bellen einen sekundenlangen Vorstoß, um ebenso blitzschnell hinter dem sicheren Tor zu verschwinden. Die Jungens kennen ihre Hunde, die viel bellen und nicht beißen.

Der Gänseheld. Stets wollen die Jungens echte Helden der Dorfstraße sein. Kampfesmutig ziehen sie, wie einst die sieben Schwaben, jedem Streit entgegen. Doch weh, wenn ihr schärfster Konkurrent, der böse „Gansch“ (Gänserich) auf der Bildfläche erscheint und mit Zischen und Flügelschlagen das Selbstbewußtsein der kleinen Helden arg erschüttert.



An der Regenpfütze. In einem „Pampsloch“ tobt man sich lachend aus, oder springt mit einem Wuppdich mitten hinein und kümmert sich nicht um die vielen Spritzer auf Hemd, Hose und Gesicht. Hier erproben sich auch die Baumeistertalente. Kunstgerecht wird das Wasser mit der Ferse abgelassen, Deiche und Staudämme werden gezogen, und mitunter saust auch mal eine Handvoll „Pamps“ dem Maurerstiftel ins Gesicht, wenn er seinem Bauherrn nicht pariert.



Die neuen Stiefel. Dann hat die Wasserpfütze noch eine andere prachtvolle Seite. Ganz umsonst und ganz nach eigenem Wunsch kann man sich hier Halbschuh, hohe Schuhe oder auch die feinsten Langschäfte anklecksen. „Fritze guck mal, damit kann ich uff die Heirat gehen.“



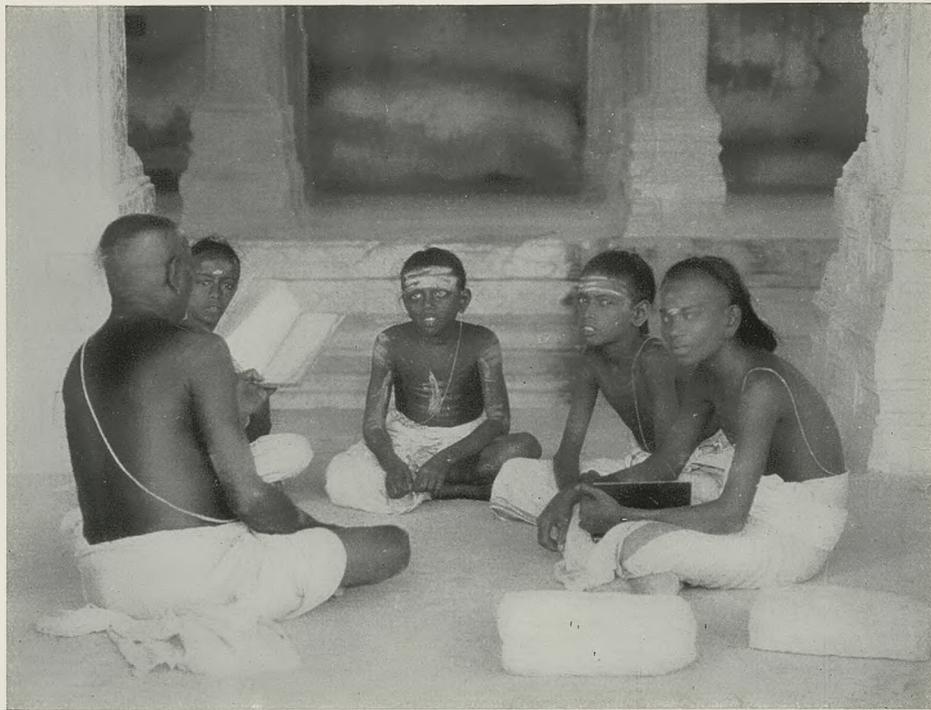


Einige Schulkollegen von Übersee, wie sie dem Herausgeber der Atlantis auf seinen Asienreisen begegnet sind. Oben: Bei den nördlichen Schanvölkern, die Kultur und Erziehungssystem von den Burmanen übernommen haben, müssen fast alle Knaben bei den buddhistischen Mönchen in die Schule gehen, um namentlich die heiligen Schriften Buddhas lesen zu können. Für die Mädchen werden die Schulkünste als weniger wichtig erachtet; sie werden mehr aufs praktische Wirtschaften vorbereitet. (Photo: Prof. Hans I. Wehrli.) Unten links: Drei Hindu-Mädchen in Orissa (Indien); sie tragen ihre Sparkassenbüchse in Form ihres Schmuckes auf sich, haben religiöse Zeichen auf die Stirn gemalt und gehen zu strengen Brahmanen in die Schule. Unten rechts: Auch im fernen Nepal, dem verschlossenen Land in den Tälern des Himalaja, müssen die Jungen früh dran glauben, in die Geheimnisse der alten religiösen Schriften eingeweiht zu werden.



Die Schule der Brahmanen: In den Hallen des berühmten Tempels von Ramesvaram im äußersten Süden Indiens lehrt hier ein Brahmane aus den heiligen Schriften des Hinduismus. Lehrer und Schüler sind an der weißen Schnur als Angehörige der höchsten Hindu-Kaste erkenntlich, die, obwohl in ihr alle möglichen Berufe vertreten sind, die Pflege strenger Gelehrsamkeit als ihr besonderes Privileg betrachtet. Schulbildung ist im ganzen alten Asien gleichbedeutend mit religiöser Bildung.

Unten: Schüler während des Unterrichts auf offener Straße in Jaipur (Radschputana).



Volkstrachten im Schlitzer Ländchen

VON HANS RETZLAFF

mit 4 Aufnahmen des Verfassers

Im äußersten Winkel des Hessenlandes, wo die bergumsäumten Flußtäler der Fulda und der Schlitz sich vereinigen, liegt fern vom Verkehr in stiller Abgeschlossenheit das Schlitzer Ländchen mit seiner türmereichen, mittelalterlichen Hauptstadt Schlitz. Sechzehn Dörfer umfaßt das Schlitzer Gebiet. Teils liegen sie in den Tälern der genannten Flußläufe, teils in entlegenen Seitentälern. Zu letzteren zählt Fraurombach, zwischen hohen Bergen eingebettet, eins der schönsten Dörfer des Schlitzer Ländchens. Hier ist noch altes dörfliches Leben erhalten geblieben. Inmitten des Dorfes liegt ein mittelalterlicher, steinumfaßter Brunnen, aus welchem die buntgekleideten Frauen und Mädchen genau noch wie vor Hunderten von Jahren in großen Holzkrügen Wasser schöpfen und dabei gern noch etwas zum Plaudern verweilen.

Dieses abgeschiedene Schlitzer Ländchen wird von einem biederen, arbeitsamen und religiösen Bauernstamm bewohnt, der ungeachtet aller neuzeitlichen Einflüsse sich im großen und ganzen sein eigenes Gepräge in vielen Gebräuchen und in einem eigenen Dialekt bewahrt hat. Ganz besonders zeigt sich dieses zähe Festhalten an alter Sitte an den noch erhaltenen Volkstrachten der Frauen und Mädchen, die zu den schmuckesten in ganz Deutschland gehören.

Wie überall, unterliegt die weibliche Kleidung auch hier der Mode. Die junge Mädchengeneration ist der alten überlieferten Schlitzer Tracht untreu geworden und bevorzugt eine neuartige, die aber nicht minder kleidsam ist. Ein schwarzer langärmeliger Wams, der vorn vom hochgeschlossenen Kragen herab von zwei handbreiten rosa bis rot eingestrickten Streifen geschlossen wird, bildet die



Mädchen am Brunnen von Fraurombach. Zu der reich gestickten Sonntagstracht gehören auch zierlich gestickte Pantoffel.



Schlitzer Bauernmädchen im buntgeblühten Samtmieder, mit gesticktem Halstuch und spitzenbesetzten Hemdsärmeln.



Mädchen aus Hutzdorf in der neueren Tracht. Die jetzt bevorzugten gestrickten Jacken weisen nur am Halse und an den Rändern eine gestrickte bunte Borte auf. Wenn auch die Kleidungsstücke von der älteren Tracht etwas abweichen, so ist der Grundcharakter noch derselbe wie zu Großmutter's Zeiten. Der bunte, vielgefaltete Rock, der mit breiten seidenen Bändern, Schnüren genannt, umsäumt ist, wird „Sperr- oder Bruschrock“ genannt. Die schillernde seidene Schürze gibt dem ganzen Gewand erst den farbigen Glanz.

einheitliche Oberkleidung. Der Farbenfreudigkeit des langen faltenreichen Rockes ist keine Grenze gesetzt, und darüber wird eine buntgeblümete, oft recht kostbare Seidenschürze getragen. Helle Strümpfe und schwarze Halbschuhe vervollständigen die Kleidung, und man kann sich leicht vorstellen, daß die Mädchen beim Tanz mit ihren wirbelnden Röcken besonders hübsch aussehen.

Kommt man in eines der entlegenen Schlitzer Dörfer, so findet man die althergebrachte Tracht nicht nur bei den älteren Bäuerinnen, sondern auch noch bei den jungen Mädchen. Hier wird noch die alte „Bortemotze“ getragen, auch ein schwarzer Wams, aber mit breitem Brustausschnitt, dessen Rand mit einer handgestickten, perlenverzierten Borte eingefast ist. Die Stickereien sind in den prächtigsten Farben gehalten. Der Ausschnitt wird von einem dicken, wollenen Halstuch, welches ebenfalls eine Zierborte aufweist, ausgefüllt. Rot, grün oder blau sind diese Halstücher, und jedes Mädchen ist sehr darauf bedacht, daß der Grundton ihrer Kleidung mit den übrigen Farben harmoniert.

Die schwarze, mit bunten Blumen bestickte, schwarzbebanderte kleidsame Haube ist leider

ganz aus der Mode gekommen. Nur an ganz besonderen Festtagen, bei Konfirmation und Abendmahl wird sie, dann aber dem Charakter der Festlichkeit angepaßt, mit ganz wenigen weißen Zierblumen getragen. Kostbar sind die Bänder und Schleifen zur Abendmahlstracht der älteren wohlhabenden Bäuerinnen, und wer an solchen Festtagen einen Kirchgang mit ansieht, ist betroffen von der Würde und Vornehmheit, die diese Tracht den Bäuerinnen verleiht.

Leider ist aber auch schon bei der Schlitzer Volkstracht ein allerdings heute noch nicht so augenscheinlicher Rückgang wahrzunehmen. Merkwürdigerweise auf Veranlassung der Bauern selbst. Die Schlitzer Bauernburschen, deren Väter noch im blauen Kittel, mit weißer Lederhose, Dreimaster oder Pelzkappe gegangen sind, haben schon seit langen Jahren die Tracht ihrer Väter abgelegt und sind heute teilweise eifrige Gegner der Mädchentracht. So muß manches Mädchen nach der Eheschließung ihre so gern getragenen bunten Röcke ablegen und fortan städtisch gekleidet gehen. Die moderne Zivilisation schreitet unerbittlich vorwärts, und Jahrzehnte später wird auch diese Tracht nur noch in Museen und auf Trachtenfesten zu finden sein.

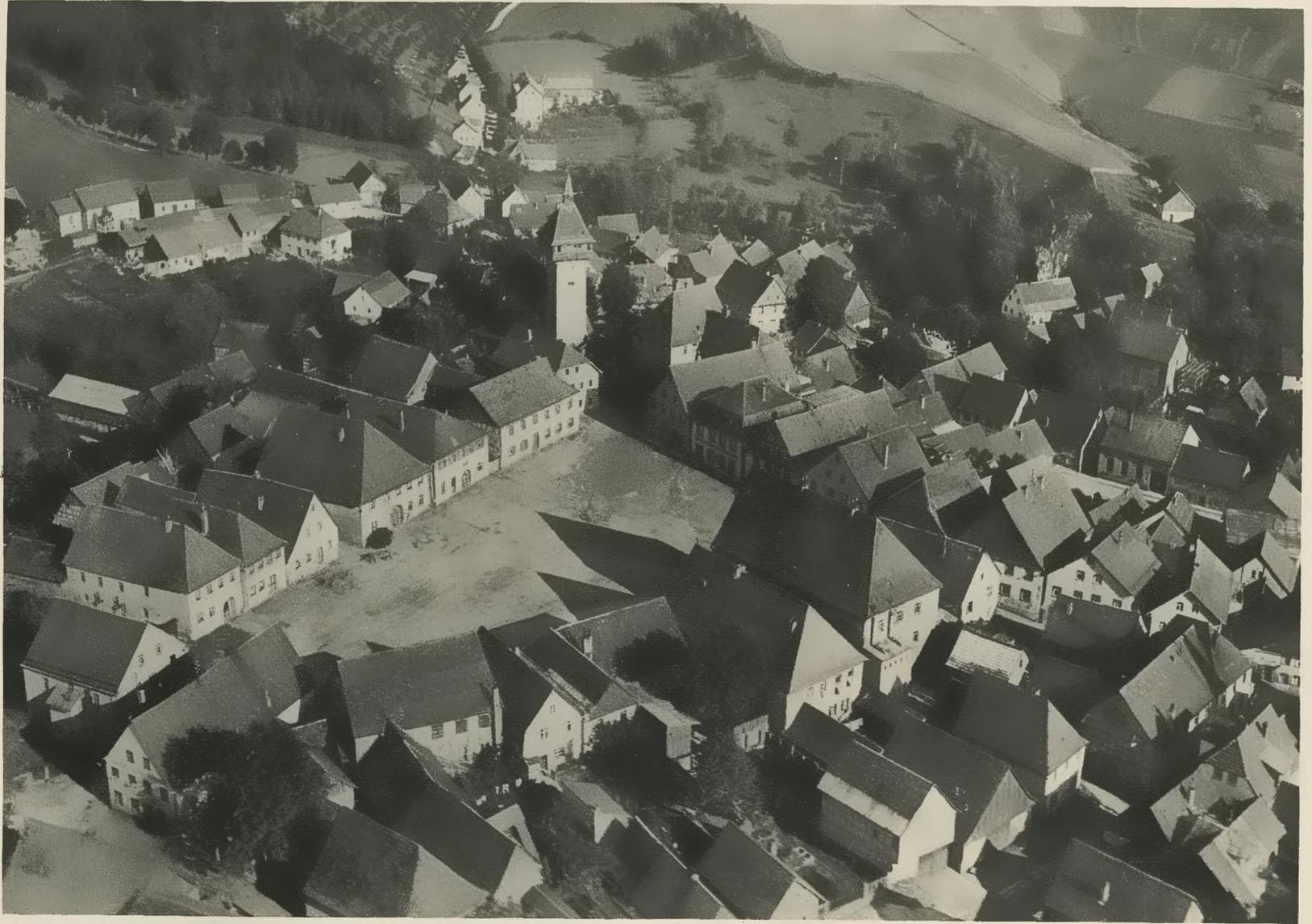


Schlitzer Bäuerin in der Abendmahlstracht

Dieses und die folgenden drei Bilder sind dem demnächst erscheinenden neuen Orbis Terrarum-Band: Deutschland (Neue Folge), Atlantis-Verlag, entnommen, herausgegeben von Ricarda Huch, Einleitung von Ricarda Huch, Bilderläuterungen von Prof. Dr. Felix Lampe und Dr. Walther Meier



*Festung und Schloß Wülzburg b. Weißenburg in Mittelfranken,
erbaut 1599 von Blasius Bernwart a. S. für den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg
Aufnahme: Photogrammetrie München, aus dem neuen Deutschland-Band des Orbis Terrarum*



Das Städtchen Hollfeld im Wiesenthal des Fränkischen Jura

Aufnahme: Photogrammetrie, aus dem neuen Deutschland-Band des Orbis Terrarum



Spreewälderin im Brautputz

Der Spitzenkragen wird gestärkt und auf Strohhalme gefaltet: die Haube, „Hupatz“ genannt, besteht aus einem bunten Gemisch von Spitzen, Glasperlen und Blumen

Aufnahme von E. Lendvai-Direksen, aus dem neuen Deutschland-Band des Orbis Terrarum

Der Adelantado

Fernão de Magalhães

VON ADALBERT SCHREMMER

Fernão de Magalhães ist wahrhaft der Ritter des Meeres gewesen. Colon zog aus, um eine geniale Phantasie zu verwirklichen, und blieb bis an sein Ende des Glaubens, sie wahr gemacht zu haben. Magalhães, der Härtere, der mehr Sichere, der Kühne aus Anlage, Erziehung und Erfahrung, weiß genauer, was er will und wohin er will; er berechnet mehr als er kombiniert, überlegt die gegen Colons Fahrt mehr als fünffache Länge seines Weges und zieht aus wie ein Ritter, der die Gefahren, die seiner gewollten Tat entgegenstehen, wohl und vorzüglich kennt.

Magalhães wußte freilich mehr Bewiesenes und Entdecktes von der fernen Welt, nach der er aufbrach, als Colon wußte. Er hatte Nachrichten, die ihm ein Ziel nannten, war einmal auf dem Ostwege nicht allzu ferne jenes Zieles gewesen, kannte die Beschreibungen und Karten der seit Colons erster Fahrt entdeckten Länder. Er wollte aber darüber hinaus, wollte von diesem Erkannten aus in das immer noch weite Unbekannte vorstoßen mit bestimmtem Ziel, er wollte bewußt den Ring um die Welt schließen.

Magalhães' Kindheit ist unbekannt, das genaue Datum seiner Geburt unsicher. Die Annahme, daß er kurz vor 1480 geboren wurde, scheint richtig. Sein Geburtsort ist Saborosa, Provinz Tras-os-Montes, Portugal. Als Knabe war er Page der Königin Leonor, der Gemahlin Johannes des Zweiten, des Vollkommenen. Nach dessen Tode trat er 1495 in den Dienst seines Nachfolgers, des Königs Manuel des Ersten, den sie den Großen nannten. Unter diesem war Magalhães zweimal in Indien: am 25. März 1505 ging er mit Francisco d'Almeida als junger Offizier nach Calicut, war Anfang 1508 wieder in Spanien und ging am 5. April gleichen Jahres unter Diego Lopez de Sequeira wieder in See. Er kam (11. September 1509) bis Malakka; die Expedition war aber nicht glücklich und kehrte nach Vorderindien um. Der inzwischen zum Kapitän ernannte Magalhães diente vom November 1510 an unter dem neuen Statthalter, dem herrischen Affonso d'Albuquerque. Nach einem Zerwürfnis mit diesem, worauf d'Albuquerque ihn kaltstellte, und weil er nicht tatenlos sein wollte und konnte, kehrte Magalhães heim (Frühjahr 1512). Dann

nahm er an dem Feldzug in Marokko 1513/1514 teil und wurde bei Azamor durch einen Lanzenstich in die Kniekehle verwundet.

Magalhães war also, ehe er den Plan zu seiner großen Fahrt faßte, schon weit in der Welt gewesen, er kannte die Passate im Persischen und Indischen Meer wie die Küstenwinde seiner Heimat. Er hatte an vielen Kämpfen teilgenommen und war dreimal verwundet worden. Als man ihn nach dem Feldzug in Marokko für alle Verdienste in der Heimat übel behandelte, schloß er sich ab. Und was er selbst erfahren und andere von ihren Entdeckungsfahrten berichtet hatten, baut sich ihm in eifrigen Studien zu einem Bilde der Erde, dem nur ein Teil noch fehlte, wenn auch ein großer, um es zu vollenden.

Von Malakka zu den ersten entdeckten atlantischen Küstenstrichen des nördlichen Südamerika klaffte eine große Leere. Was füllte sie aus? Kontinente oder Meere? Er grübelte, er rechnete. Die Vermutung anderer von einer Meerenge, die den Atlantischen Ozean mit einem anderen Meere, der Südsee, verbinde, ließ auch ihn nicht ruhen: sie wurde ihm zur Gewißheit. Sie mußte den Weg öffnen, der weiter nach Osten führte, auf dem man vielleicht — nein, gewiß — das Band um die Welt knüpfen könnte!

In diesen Studien trifft ihn jene Nachricht, die seine Vermutungen zu dem großen Plan reifen lassen. Sein Vetter und Waffenbruder Francisco Serão berichtet ihm von einer Entdeckungsfahrt von Malakka aus mit Antonio d'Abreu nach den Molukken. Serão schreibt ihm, er hätte die Inseln gefunden, schreibt ihm das alles von der Molukkeninsel Ternate aus! Wie es in den Entdeckungsberichten damals häufig war, übertrieb Serão die Länge seines Seeweges oder hat ihn falsch berechnet, durch die Aufenthalte und Rückschläge in widrigen Winden beirrt. Magalhães nimmt diesen Bericht für richtig, und aus diesem Irrtum entsteht die Möglichkeit für seine große Fahrt, ihre politische Möglichkeit.

Denn die Welt war durch ein gültiges Wort zwischen Spanien und Portugal geteilt, durch den von ihnen beiden erbetenen Schiedsspruch Papst Alexanders des Sechsten (Bulle vom 4. Mai 1493).

Der Portugiese Magalhães, in der Heimat gehässig behandelt und benachteiligt selbst von der Krone, denkt nicht mehr daran, für dieses Portugal etwas zu tun. Spanien will er seine Dienste anbieten. Liegen aber die Molukken auf der spanischen Hälfte der Erde? Er rechnet die Angaben nach, mißt die Karten aus und findet: ja, diese Gewürzinseln liegen zwei und einen halben Grad von der jenseitigen Demarkationslinie auf spanischem Gebiet. Er bespricht sich mit dem Geographen und Astronomen Ruy de Faleiro, der ihm beipflichtet. Magalhães schreibt seinem Freund und Waffenbruder Serão, er hoffe in naher Zeit sein Gast auf Ternate zu sein, ihn dort wieder zu treffen auf einem bis jetzt noch unbekanntem Wege. Er entsagt der Heimat, öffentlich und nach den vorgeschriebenen Formalitäten. Am 20. Oktober 1517 trifft er mit Faleiro in Sevilla ein.

Die Kirche hatte sich beeilt, auf die Gestaltung der Dinge in den neuentdeckten und „eroberten“ Ländern Einfluß zu gewinnen. Der Bischof von Burgos, der schlaue Don Juan Rodriguez de Fonseca, so etwas wie Minister der Dominion, war maßgebend für Pläne, die sich auf etwa noch zu entdeckende Länder richteten. Durch ihn nur konnte der Weg zum König gehen. Am 21. oder 22. Februar 1518 erschien Magalhães mit Faleiro am Hoflager Karls des Fünften in Valladolid vor Fonseca, mit einer „kleinen, zierlich gemalten Erdkugel“ (wie las Casas erzählt) und trug seinen Plan vor. Daß er auf dieser Erdkugel den südlichen Teil Südamerikas, dort, wo er die Meerenge vermutete, absichtlich leer gelassen habe, damit ihm der Plan nicht entwendet werde, ist unrichtig. Magalhães wußte nicht mehr als die anderen und als seine Erdkugel zeigte. Er war aber sicher in seinem Geiste, daß jene Verbindung mit einem anderen Meere bestehen müsse.

Bischof Fonseca hörte dem kleinen hinkenden Manne zu und überfiel ihn mit der naheliegenden, aber mit gewichtiger Klugheit vorgebrachten Frage: „Liegen denn diese, von den Portugiesen von Malakka aus schon betretenen Inseln auf der Erdhälfte Spaniens, nach der Bulle des Heiligen Vaters?“

Magalhães lächelte, der aufrechte kleine Mann mit dem großen weltweiten Blick und Verstand, trat hinkend, von jenem Lanzentisch hinkend, an den Tisch heran vor den Globus und drehte ihn zurecht und blickte Faleiro an. Dieser bewies nun mit Bussole und Zirkel, was sie gemeinsam auf den Bericht Francisco Serãos hin festgestellt hatten.

Fonseca berichtete dem Kaiser, wie nur er berichten konnte, und der Kaiser stimmte zu. Am

22. März schloß die Krone den Vertrag mit Magalhães und Faleiro, am 20. September 1519 verließ das Geschwader die Reede von San Lucar. Magalhães war zum Sant Yago-Ritter ernannt worden und hatte vom Kaiser und spanischen König, wie Colon und andere, den stolzen Titel und das Patent des Adelantado erhalten, die Ernennung zum Statthalter der neu zu entdeckenden Länder. Faleiro war kurz vor der Ausreise zurückgetreten.

Mit fünf Schiffen zog Magalhães aus: die Trinidad mit 110 Tonnen war sein Admiralschiff; den San Antonio mit 120 Tonnen befehligte Juan de Cartagena; die Concepcion mit 90 Tonnen Caspar de Quesada; die Victoria mit 85 Tonnen Luis de Mendoza; den Sant Yago mit 75 Tonnen Juan Serrano. Magalhães hatte nach der verlässlichsten Liste an Offizieren, Mannschaften und Freiwilligen 265 Mann auf seinen Schiffen, darunter auch eine Anzahl Portugiesen, rund dreißig Italiener, mehrere Franzosen, zwei Engländer und drei Deutsche. Auf seinem Schiff befanden sich der Rhodessische Ritter Antonio de Pigafetta aus Vicenza, Magalhães Schwager Duarte Barbosa, der Astronom Andres de San Martin und der Reichspilot Francisco Albo.

Hinter den Kanarischen Inseln, die er am 2. Oktober erreichte, begannen für ihn mit einem Geplänkel, mit einer Frechheit, die ersten Schwierigkeiten von seiten seiner Gefolgschaft. Schon in Sevilla hatte er die Mißgunst, den Haß und Neid der spanischen Beamten erfahren. Und nun fing es so an: Magalhães nahm von den Kanarien aus Kurs Süd ein Viertel Südwest. Juan de Cartagena, Kapitän des San Antonio, ein aufgeblasener Bursche, ließ ihm anderen Tages sagen, in der Instruktion wäre ein Kurs bis 24 Grad vorgeschrieben; wenn er ihn ändere, so möchte er ihn zu Rate ziehen; ohne ihn als Rechtsnachfolger Ruy de Faleiros dürfe er überhaupt nichts beschließen.

Magalhães gab zurück: „Ihr habt schlecht gelesen in Eurer Instruktion. Die Bestimmung, die Ihr meint, gilt nur für den Fall, daß mein Geschwader sich zerstreue. Im übrigen haben die Kapitäne am Tage meiner Flagge, bei Nacht meiner Laterne zu folgen.“

Einige Tage später kam es bei einem Schiffsrat auf dem Commodorschiffe zu einem heftigen Auftritt. Juan de Cartagena, der mit ausgesuchter Arroganz auftrat, verlangte von neuem Teilung des Oberkommandos. Magalhães stand auf. Auf seinem Gesicht, breit und gedrunken, mit energisch vorstoßender Nase, von dunklem Barte umrahmt, auf diesem von Willen und Energie gehämmerten Gesicht stand kalter Entschluß. Auch Cartagena erhob sich und darauf alle anderen. Magalhães

wußte, daß er mit wenigen Ausnahmen in einem Kreis von Rivalen und Feinden stehe. Es galt die erste Probe.

„Ich warne Euch, Kapitän meines Geschwaders“, sagte er, „vor den Folgen solchen Eures Übermutes. Ich verlange von Euch, daß Ihr mir gehorsamt gemäß meinem kaiserlichen Patent und durch mich gehorsamt Eurem königlichen Herrn! Ich dulde niemals“, er wurde heftig und scharf, „Ungehorsam auf meinen Schiffen, von wem er auch komme! Ihr respektiert, was Euch und allen vorgeschrieben und vorgesetzt ist, oder wir reden anders!“

Mit anmaßender Lässigkeit stand Juan de Cartagena, sagte noch mit leichtem, fast verächtlichem Spott und mit geheimer Drohung:

„Ihr könnt meinen Anspruch nicht leugnen — hier, auf offener See . . .“

Da hob sich Magalhães kleine Gestalt, mitten durch alle schritt er auf den Frechen zu, er hinkte, aber gewaltig wie Hephaistos, packte Cartagena an der Brust:

„Ihr seid mein Gefangener wegen Unbotmäßigkeit und Ungehorsams! Kapitän Luis de Mendoza, Euch übergebe ich den Gefangenen zu sicherem Gewahrsam! Ihr haftet mir für ihn! Zum Kapitän des Schiffes San Antonio ernenne ich den Sobresaliente (Ersatzmann) Señor Alvaro de la Mezquita!“

Der kleine Mann hatte Entschlossenheit und Größe gezeigt. Damit überraschte er Cartagena und alle anderen, so daß niemand an Widerstand dachte.

Am 29. November erreichte das Geschwader bei Kap San Augustin die Küste Südamerikas, nach langsamer Küstenfahrt am 10. Januar 1520 das Kap Santa Maria. Südlich des Rio Solis (Rio de la Plata) begann dann noch unbefahrenes Meer, noch unentdecktes Land. Am 24. Februar fand Magalhães eine Bucht, die er San Martin nannte, am 31. März einen ruhigen Hafen, den er ausloten ließ. Er nannte ihn Porto de San Julian. Der Hafen schien ihm besonders tauglich, er entschloß sich also, in seinen stillen Gewässern den tropischen Winter zu überdauern.

Mit Ausnahme der wenigen Getreuen murrte alles, Offiziere und Mannschaft. Man wäre lieber um das Kap der Guten Hoffnung den Ostweg der Portugiesen in die indischen Meere gesegelt, statt hier in Ungewißheit zu sitzen. Man kritisierte laut den Plan Magalhães', nannte die gesuchte Meerenge oder Straße eine Chimäre, der länger nachzuforschen Narrheit wäre.

Magalhães wurde von diesen aufrührerischen Reden unterrichtet. Er sagte dem Schiffsvolk: „Was sollen diese Reden heißen? Glaubt die spa-

nische Nation genug getan zu haben für ihren Ruhm, wenn sie die gleiche Polhöhe erreicht habe, wohin die Portugiesen jedesmal vor ihnen gekommen sind? Ich habe meine Befehle vom Kaiser, und ich werde sie erfüllen.“

Die Absetzung Cartagenas hatte aber die mißgünstigen Kapitäne beleidigt und gereizt. Sie benutzten die Stimmung der Mannschaft, schürten und hetzten mit dem Ziele der offenen Empörung, die Magalhães hinwegfegen sollte. In geheimer Besprechung, an der nur Serrano nicht teilnahm, beschlossen sie, sich seiner zu bemächtigen, umzukehren und ihn beim Kaiser anzuklagen, oder ihn zu töten — wie es eben nun gehen würde.

In der Nacht des 1. April 1520 ließ Mendoza den gefangenen Cartagena frei, der Kapitän der Concepcion, Gaspar de Quesada begab sich mit ihm und dreißig Bewaffneten auf den San Antonio, sie überwältigten Mezquita und legten ihn in Ketten.

Die Ermahnung des Kaplans Pedro de Valderama tat Quesada verächtlich ab. Da trat unerschrocken und mutig der erste Lieutenant (Schiffsmeister) des Schiffes, der Baske Juan de Elloriaga, vor die beiden Kapitäne und forderte im Namen Gottes und des Königs die Freilassung Mezquitas und das Verlassen des Schiffes. Gehorsam gegen den Commodor, befahl er dem Schiffsuntermeister Hernandez, die Schiffsmannschaft bewaffnet zum Widerstand herbeizuführen.

„Was!“ schrie Quesada. „Durch diesen Narren sollen wir uns in unserem Plan stören lassen?“

Mit sechs Dolchstichen streckte er Elloriaga nieder. Die Mannschaft wurde entwaffnet, die Geschütze durch Sebastian del Cano in Bereitschaft gesetzt. Nun hatten sie drei Schiffe. Auf dem Santiago (Juan Serrano) dagegen war es ruhig geblieben.

Am anderen Morgen, dem 2. April, erfuhr Magalhães die Vorgänge der Nacht. Er fragte bei den Schiffen an, ob sie keinen Befehlshaber anerkannten. Quesada, Mendoza und Cartagena antworteten: „Oberbefehlshaber ist allein der König und weiter niemand.“ Nur der treue Serrano gab die Antwort, seinem Befehl zu gehorchen. Eine Weile darauf empfing Magalhães von den verschworenen Kapitänen diese Botschaft:

„Was geschehen ist, war für uns Notwendigkeit: wir wollten uns vor weiteren Mißhandlungen schützen. Wir fordern Euch auf, die kaiserliche Instruktion einzuhalten. Sobald Ihr das tun werdet, werden wir bereit sein Euch anzuerkennen, Euch die Hand zu küssen und Euch, nannten wir Euch bisher Euer Gnaden, mit Eure Herrlichkeit anzureden.“

Magalhães wußte, was er von solcher frecher und

falscher Rede zu halten habe. War er der Sichere im Wissen des Zieles, der Unbeugsame gegen sich selbst, der starke Wille für die anderen, dann mußte er jetzt sich beweisen. Er zeigte sich scheinbar bereit zu einer Verständigung, obwohl er wußte, daß ihn nur rücksichtsloses Handeln retten konnte, und lud die Kapitäne zu einer Besprechung auf sein Schiff ein. Die Meuterer aber erklärten, sich auf der Trinidad nicht sicher zu fühlen und baten den Commodor, lieber auf den San Antonio zu ihnen zu kommen. So versuchten beide Teile den anderen zu täuschen und in die Hand zu bekommen.

Da entschloß sich Magalhães zu einer durchgreifenden Tat, in der Erkenntnis der Notwendigkeit festen Handelns, da alles auf dem Spiele stand, nicht zuletzt sein Leben.

Mit geheimem Auftrag schickte er den Alguacil, den Polizeimeister Gonzalo Gomez de Espinosa, mit fünf oder sechs Mann zu Luis de Mendoza auf die Victoria mit einem Handschreiben, das diesen zu einer Unterredung einlud. Der Alguacil trat in die Kajüte Mendozas, in die sich hinter ihm seine Begleiter drängten. Er übergab den Brief des Commodor, Mendoza las ihn, griff dann zum Schreibzeug und schrieb sogleich die Antwort. Als er mit hämischem Lächeln sagte: „Du sollst mich nicht fangen — wozu du mich doch einlädst“, stieß ihm Espinosa den Dolch durch die Gurgel, und einer seiner Begleiter hieb ihn tot zu Boden. Darauf erschien Duarte Barbosa mit dreißig Bewaffneten und zog ohne Widerstand auf der Victoria die Flagge des Commodor hoch.

Das Schiff Mendozas gewonnen zu haben, entschied die Lage Magalhães'. Nun hatte er mit drei Schiffen die Übermacht und legte sich mit diesen am Ausgang des Hafens vor Anker, damit die Meuterer nicht entkämen. Als sie es dennoch in der Nacht zum 4. April versuchten, fielen ihre beiden Schiffe in seine Hand. Er ließ Quesada und Cartagena in Ketten legen.

Am Morgen hielt Magalhães strenge Untersuchung. Diese überführte mehr als vierzig Mann, Offiziere und Mannschaft, des todeswürdigen Verbrechens der Meuterei. Magalhães lag vorerst an einem abschreckenden Beispiel. So ließ er die Leiche des Mendoza vor der Bestattung vierteilen, durch einen Offizier sein Andenken öffentlich beschimpfen und ihn für einen Verräter erklären. Er sprach das Todesurteil über Quesada und verurteilte Juan de Cartagena und den hetzerischen Kaplan Pedro Sanchez de la Reina dazu, an der Küste des Hafens San Julian ausgesetzt zu werden. Weitere Strafen unterließ er.

Am 22. Mai strandete im Sturm der Santiago,

ausgeschickt, die Küste gegen Süden zu untersuchen. Ein schmerzlicher Verlust für Magalhães. Dem Kapitän des verlorenen Schiffes, dem treuen Serrano, gab er das Kommando der Concepcion, seinen Schwager Duarte Barbosa hatte er zum Kapitän der Victoria ernannt.

Am 24. August, kurz vor Beginn des südlichen Frühlings, brach Magalhães auf. Juan de Cartagena und den Priester ließ man dem Urteil gemäß mit geringen Lebensmitteln zurück. Die Jahreszeit war noch rauh, die heftigen Stürme beschädigten die Schiffe. Am 26. August mußte Magalhães in die Mündung des Santa Cruz einlaufen, um die Schiffe wieder in Stand zu setzen, und dort wartete er bis zum 18. Oktober. Er war fest entschlossen, und eröffnete das den Kapitänen in einer Instruktion, auf der Suche nach der Meerenge der Küste bis zum 75. Grad südlicher Breite zu folgen, und erst dann, wenn seine Schiffe zweimal Mast und Tauwerk verloren hätten — so weit reichte sein Vorrat — und die gesuchte Straße oder das Ende dieses Landes nicht gefunden wären, wollte er auf dem Ostwege um Afrika herum nach den Gewürzinseln steuern.

Aber siehe, am 21. November 1520 erreichte er ein Vorgebirge, am Tage der Heiligen Ursula, nannte es darum Kap der Elftausend Jungfrauen, und fand — die Einfahrt in einen tiefen Küsteneinschnitt. Er sandte den San Antonio und die Concepcion in diesen Sund mit dem Befehl ihn zu untersuchen und in fünf Tagen zurück zu sein.

Die Kapitäne meldeten nach ihrer Rückkehr, sie hätten am Ende des Sundes eine schmale Felsenkehle gefunden, wären in diese hineingesegelt und in eine zweite Bai gekommen; und als sie diese durchschifft hatten, trafen sie durch eine zweite schmale Straße eine dritte Bucht, die größer sei als die beiden ersten; da wären sie in großer Freude, und weil die vorgeschriebene Zeit bald abgelaufen war, umgekehrt; überall hätten sie tiefen Grund gelotet, Salzwasser festgestellt und beobachtet, daß die Flut immer stärker als die Ebbe war, die Meerenge müßte sich also noch weiter erstrecken.

Diese Meldung gab Magalhães die Gewißheit, die Straße gefunden zu haben. Er rief den Schiffsrat zu sich. Der Mehrzahl flößte seine Entschlossenheit, wenn nicht Hoffnung und Vertrauen, so doch Furcht ein. Es ist sicher, daß nur die Furcht vor ihm die ersten Europäer durch diese Meeresstraße trieb. Seine Offiziere erklärten angesichts der wahrscheinlich gefundenen Straße und unter dem Eindruck seiner Rede, sie hielten es für richtig die Entdeckungsfahrt fortzusetzen und zu beenden. Der Pilot Estoban Gomez widersprach als Einziger. Ob-

gleich er Portugiese war, haßte er Magalhães, weil dessen Plan dem seinen (mit heute unbekanntem Ziel) vom König vorgezogen worden war; man gab ihm nur die Stelle des ersten Piloten auf Magalhães' Geschwader. Er benutzte die Gelegenheit, Magalhães, wenn möglich, an der Weiterfahrt zu hindern, und also sagte er: wenn in dieser anscheinend langen und sehr schwierigen Straße Windstille oder Stürme sie trafen, wären sie verloren; und kämen sie glücklich hindurch, — sie hätten nur mehr für drei Monate Proviant.

Magalhães gab zur Antwort: „Ich werde mein Versprechen dem Kaiser erfüllen, und wenn ich das Leder am Tauwerk kauen müßte!“

Am folgenden Tage trat die Armada ihren Weg durch die zu erforschende Straße an und segelte bis zur dritten Bucht, die bei dem heutigen Kap Forward endet, die Hungerbucht. Es muß der 1. November gewesen sein, als Magalhães in die Straße kam, denn er nannte sie Canal de todos los Santos, Allerheiligenkanal. In der Hungerbucht schickte Magalhães den San Antonio und die Concepcion aus, damit sie die nach Süden sich erstreckenden Golfe der großen Bucht untersuchten. Mit der Trinidad und der Victoria segelte er noch einen Tag weiter und ankerte dann in der Nähe einer Flußmündung, wo er sechs Tage auf die beiden Schiffe wartete. Es gab hier Fische, sie fanden eßbare Kräuter, so waren sie mit Frischkost versorgt.

Die Concepcion kehrte alsbald zurück, ohne den San Antonio. Kapitän Serrano wußte nichts von dem Schiff, das ihm vorausgefahren und seither nicht mehr zu sehen gewesen war. Magalhães, der den Zusammenhang sogleich ahnte, schickte die Victoria auf Suche aus mit dem Befehl, auf dem Gipfel eines Hügels eine Fahne aufzurichten und daneben in einem Topf die Nachricht von der Fahrtrichtung der Flotte zu hinterlegen. Barbosa hinterließ in der ersten, äußeren und in der dritten Bucht Fahne und Nachricht. Der San Antonio aber kam nicht wieder. Er war umgekehrt und erreichte Spanien fünf Monate später, Ende März 1521.

Magalhães empfand neben dem Ingrimme über die verräterische Flucht des San Antonio bedrückend den Verlust des Schiffes. Dazu hatte er auch seinen Vetter, Mezquita, — der sich der Übermacht auf seinem Schiffe hatte fügen müssen — und einige andere Treue verloren; nur die Kapitäne Barbosa und Serrano und einige wenige waren ihm geblieben, auf die er zählen konnte.

Sie hatten bisher den freundlicheren Teil der großen Straße befahren, mit deren Gefährlichkeit keine andere sich vergleichen kann. Der Seefahrer

inmitten auf dem hier doppelt unsicheren Element muß großes nautisches Geschick haben, den Weg durch dieses groteske Gewirr zu finden. Insbesondere war es für die ersten, die in diese Straße kamen, ein großes Wagnis, den einzigen richtigen Weg durch sie zu suchen. Und bis hierher, in diese dritte Bucht mit den spielenden Fischen, war es erträglich, die Besatzung fühlte sich leidlich sicher und war ruhig. Aber vor ihnen begannen die immer noch grünen Ufer zu verschwinden, die weiten Buchten, in denen der Blick noch schweifen konnte, — die Seefahrer standen vor dem pazifischen Teil der Straße, blickten in einen Engpaß aus toten Steinmassen. In dieser ungewissen, gefährlich drohenden Lage, von zagenden und zweifelnden Menschen umgeben, von denen die meisten gegen ihn waren voll Haß, zeigte sich am klarsten seine Größe: unbeugsam gegen sich und die anderen sein hohes Ziel nicht preisgegeben zu haben.

Magalhães erkannte, daß seinen Offizieren und Mannschaften das Verringern der Armada neuer Anlaß war zu Besorgnis und Mutlosigkeit, vielleicht auch zu neuen meuterischen Gelüsten. Er schrieb zwei Briefe, die er der Victoria und der Concepcion sandte. Darin verlangte er ihre Meinung, „schriftlich, jeder einzelne für sich“, die Darlegung der Umstände und Gründe, „nach denen wir vorwärts gehen oder umkehren sollen, ohne Rücksicht auf irgend etwas, damit Ihr nicht unterlasset die Wahrheit zu sagen.“

Von den Antworten ist nur die des Astronomen Andres de San Martin (auf der Concepcion) auf uns gekommen. Seine längeren Ausführungen haben diesen Sinn: Er bezweifelte, daß die Armada durch diesen Kanal den Weg nach den Molukken finden könne, riet, die gegenwärtige Jahreszeit zur Erforschung des Kanals zu benutzen und im Januar an die Rückkehr nach Spanien zu denken, weil die Tage dann wieder abzunehmen beginnen und die Schifffahrt immer gefährlicher werde. Er wies auf die Erschöpfung der Mannschaft hin und auf den Mangel an geeigneten Lebensmitteln, die Leute zu kräftigen, und nannte den Dienst zu streng. „Nach neunzehn Stunden Tagesarbeit könnt Ihr wohl befehlen, daß wir uns vier oder fünf Stunden vor Anker legen. Ich habe das dargelegt, was ich über diese Reise denke. Pflicht und Ehre haben mir nicht erlaubt etwas zu verschweigen. Es steht bei Euer Gnaden unsere Gründe zu erwägen und das zu tun, was Ihr der Klugheit für angemessen haltet. Ich bitte Gott um die Erhaltung Eurer Tage.“

Das waren männliche und offene Worte, in bezug auf den Kern der Frage, das Unternehmen selbst, freilich nicht nach dem Sinn des Commodor. Er

antwortete ausführlich auf alle Einwände, um Offiziere und Mannschaft wenn möglich durch Überzeugung zu gewinnen. Er schwur bei seinem Ordenskleid des Santiagoritters, daß die Fortsetzung der Fahrt das Beste für die Flotte wäre. Das teilte er den Schiffen mit und ließ am nächsten Tage die Segel für die Weiterfahrt setzen.

Sechs Tage segelten sie durch den von Grauen vollsten Teil dieser Straße, in der sie sich nun schon zwei Wochen befanden, — da traten die unterweltlichen, toten Felsen zu beiden Seiten mehr und mehr zurück. Das Tosen der Brandung verwich hinter sie, das Heulen der Winde durch die Klippen, der ewige, allmählich ihnen schauerlich gewordene Schrei der Möwen. Heller und weiter wurde der Raum um sie. Fernhin rollten die Wogen, hinaus ins Weite, wo diese stumpf gewordenen Männer erstaunt und erschüttert einen neuen Horizont in unermeßlicher Dehnung erblickten, unermeßlich wie die plötzliche sonnige Stille um sie. Alles verstummte auf den Schiffen, und alle blickten in ungläubigem Staunen in die neue Endlosigkeit hinaus, die sich nach Überwindung dieses Schlundes hinter ihnen vor den irren Augen auftat. Magalhães, der Unbeugsame aber tief Religiöse, beugte ergriffen das Knie, den Hut in der Hand, die freie Stirne geneigt und darauf dankbar erhoben. Mit ihm kniete alles, lautlos und überwältigt. Dann brach aus allen Kehlen der Ruf der Freude und Erlösung.

*

Vor diesem ozeanischen Riesenraum stand Magalhães auf seinem Schiffe *Trinidad*, schaute über ihn hin, so weit er darüber hinschauen konnte, und hatte den Willen ihn zu durchqueren und an der Küste bestimmter und gewußter, von hier aus neu zu suchender Inseln zu landen.

Man täusche sich nicht und glaube nicht, er hätte das mit jener Naivität vorgehabt, mit der so viele Entdecker damals auszogen, nach neuem Lande und seinem Ertrag begierig.

Gewiß konnte er nicht hinaus über das Wissen seiner Zeit, er hielt sich aber gänzlich fern von Phantastereien und sinnlosen Utopien. Magalhães hatte die große Gabe — und damit erhob sich sein intuitiver Geist über das Wissen der Zeit —, dieses Wissen an beiden auseinander klaffenden Enden durch richtige Kombination, durch Erkenntnis zu schließen.

Es ist selbstverständlich, daß in dem Vertrag zwischen Magalhães und der Krone auch ihm ein Gewinn an den Erträgen der von ihm gesuchten Inseln zugesprochen wurde. Magalhães hat aber keine solchen Forderungen gestellt, wie es Colon anfänglich übertrieben tat. Wenn aber Michelet

sagt: „L'entreprise, dans son idée originale, fut ainsi toute commerciale. Un rabais sur le poivre fut l'inspiration primitive du voyage le plus héroïque qu'on ait fait sur cette planète“, so irrt er, was Magalhães betrifft.

*

Bei Betrachten dieses Mannes und seines Lebens und Tuns entsteht an dem Punkte, an dem wir ihn jetzt wissen, am Ausgang der Straße und im Begriffe, die eigentliche Fahrt erst anzutreten, das Empfinden, als würde er, der sehr Willensstarke, mehr oder deutlicher als bisher von seinem Schicksal nun an der Hand genommen. Er steuert wie in traumwandlerischer Sicherheit außen um die Inselwärme der Südsee, nur zwischen den randgelagerten hindurch, ohne sie zu finden, ja zu sichten — nur zwei menschenleere Eilande traf er — und als er diesen Teil des großen Meeres in fast stetigem Kurs hinter sich gelegt hat, biegt er genau westwärts ab und fährt sicher auf jene Gruppe zu, auf der ihn sein Ende erwartet.

Am 28. November 1520 verließ Magalhães die Straße bei dem Kap, das an der Westküste ihres Ausganges liegt; er nannte es *Cabo Deseado*, „weil wir es schon so lange Zeit ersehnt hatten.“ Zunächst folgte er in zwei großen Bogen der Küste, bog dann (13. Dezember) ab auf NW, fuhr — ohne sie zu sehen — zwischen Juan Fernandez und San Felix hindurch (22. Dezember), überschritt am 2. Januar 1521 den Wendekreis des Steinbockes, hielt bis 13. Januar Kurs NNW und fuhr von da ab fast ständig NW. Vom 12. auf den 13. Februar überschritten sie den Äquator und fuhren bis 25. Februar in gleicher Richtung. Vom 12. Grad nördlicher Breite ab steuerte Magalhães genau westlich. Am 27. drehte er nochmals ein Viertel auf NW, kam bis zum 13. Grad und hielt dann stetig westlichen Kurs. An diesem Punkte hatte er mit seinen kleinen Schiffen vom Kap Deseado (*Formosa*) eine Strecke von 65 Graden nordwärts und von rund 110 Graden westwärts zurückgelegt, hatte also nach heutiger Messung den 180. Grad überschritten, den Erdball also — von welchem Meridian Europas aus man auch messen mag — weiter als zur Hälfte umfahren. Vom 28. Februar ab segelte Magalhães genau westlich, und am 6. März, noch früher als der geflohene San Antonio Spanien erreichte, traf er Land, in der Morgenfrühe lag es schimmernd und tröstend vor ihm.

Land mit Menschen, Land mit Lebensmitteln! Wie notwendig war ihnen frische Nahrung! Wie verhungert und erschöpft waren sie alle, die meisten krank! In den mehr als drei Monaten Ozeanfahrt hatten sie außer den Fischen bei der *Isla de*

los tiburones nur Zwieback zu essen gehabt, der keiner mehr war: er war zu Staub zerfallen, von Würmern belebt und stank nach dem Unrat der Mäuse und Ratten. Sie tranken gelbes, verfaultes Wasser. Um nicht Hungers zu sterben, aßen sie sogar — Magalhães' Wort erfüllte sich — das Leder von der großen Rah. Es war von Wind und Wetter und von der Sonne so hart, daß sie es mehrere Tage in Meerwasser erweichen mußten, damit es nur zäh werde, und brieten es auf Kohlen. Auch Sägespäne aßen sie. Selbst auf die Ratten machten sie Jagd und verkauften sie einander als kostbare Speise für einen halben Dukaten das Stück. Die meisten erkrankten an Skorbut, neunzehn starben daran; andere wurden von unerträglichen Gliederschmerzen befallen. Nur das Wetter war ihnen günstig, das Meer war still, und sie nannten es das Pazifische.

Die Nächte erquickten die armen Seefahrer. Wunderbar strahlte der Himmel in transparenter Dunkelheit und mit seinen Sternen. Nacht für Nacht grüßte sie, von allen mit Sehnsucht erwartet, das glänzende Gestirn des Südlichen Kreuzes. Es erweckte ihre religiösen Gefühle, gab ihnen immer wieder Trost und Hoffnung. Aber es wurden, Tag an Tag gereiht, mehr als drei Monate dieser fürchterlichen Zeit. Der Morgen des 6. März brachte die endliche, die ersehnte, die erregende Erlösung.

Land! Land! Guam und Rota, die beiden südlichsten Inseln des heutigen Archipels der Marianen, lagen vor den erschöpften Seefahrern. Magalhães ankerte vor Guam. Alsbald umschwärmten Eingeborenenboote die Schiffe. Sie brachten Obst von verschiedener Art, brachten Fische, Reis. Der Hunger war zunächst behoben. Ein froh betriebener Tauschhandel entstand rasch. Das lebhafteste, ewig schwatzende braune Volk, das man auf die Schiffe ließ, benahm sich aber so zudringlich und frech und stahl vor den Augen der Besatzung, was nicht befestigt war, daß Magalhães die Schwärme von den Schiffen treiben ließ. Er hatte nach der Art der Boote dieses Volkes gleich einen Namen für die Inseln bereitgehabt: Inseln der lateinischen Segeln. Das Schiffsvolk aber benannte sie mit dem heute noch geltenden Namen *Islas de los Ladrones*, Diebsinseln. Nach drei Tagen verließ Magalhães diese Inseln und steuerte westwärts weiter.

Am 16. März 1521 erblickten die Spanier neues Land, neue Inseln. Magalhães nannte die Gruppe nach dem Tagesheiligen San Lázaro; sie wurde 1543 nach dem Kronprinzen, dem späteren Philipp dem Zweiten, *Islas Felipinas* genannt. Magalhães landete auf einer kleinen unbewohnten Insel (*Humunu*) unweit der Insel *Samara*, brachte die Kran-

ken in zwei Zelten unter und wollte allen einige Ruhe gönnen. Eingeborene brachten ihnen Fische, Geflügel, Palmwein, Bananen, Orangen, Reis und Kokosnüsse. Nach den Molukken befragt, zeigten sie in südlicher Richtung und erklärten sie für nicht sehr ferne.

Magalhães wußte, daß die Molukken dicht am Äquator lagen, also südwärts von seinem Standort, der mit 9 Grad 40 Minuten nördlicher Breite gemessen worden war. Ihre Entfernung bemaß er mit etwa sechs Graden der Breite. Es handelte sich nur um die richtige Berechnung der Länge. Lagen nun die von den *Ladrones* westlicheren *Lazarusinseln* (Philippinen) auf ungefähr demselben Längengrad wie die Molukken, wie Magalhães richtig annahm, dann war er seinem Ziel sehr nahe, dann trennte ihn von dem Orte, an dem er, seine Fahrt in ihrer größeren, bisher noch unbekanntem Strecke beendet, den Ring um die ganze Welt schließen würde, nur mehr eine Fahrt von zwei oder drei Wochen. *Francisco Serão*, der Freund, mochte sein Haus gastfreundlich schmücken.

Eine Woche der Ruhe hielt Magalhães mit seinen Leuten, dann segelte er nach der Insel *Seilan* (*Leyte*). Ein Sturm trieb sie ab, sie kamen am 28. März vor die Insel *Massana* (*Limassava*). Auf dieser trafen sie außer ihrem Beherrscher, dem *Radscha Colambu*, auch dessen Bruder als Gast bei ihm, den *Radscha Siagu*, Fürst von *Calagan* (*Caragua*) auf *Mindanao*. Mit Hilfe seines Dieners *Heinrich*, der aus *Malakka* stammte, verständigte sich Magalhães mit ihnen und lebte sieben Tage in Freundschaft und Frieden bei ihnen. Er zeigte sich hier klüger als später auf der Insel *Zebu*.

Die *Radschas* hatten ihm den Hafen von *Zebu* als den besten dafür bezeichnet, seine Schiffe mit Lebensmitteln zu versehen und Waren einzutauschen. Auf seinen Entschluß dahin zu segeln, stellte sich ihm *Radscha Colambu* als Pilot zur Verfügung. Am 7. April lief Magalhães in den Hafen von *Zebu* ein. Er schickte einen Abgesandten und seinen Diener *Heinrich* als Dolmetsch zu dem König. Der Abgesandte berichtete diesem ihre Absicht nach den Molukken zu fahren, und daß sie auf den Rat des *Radscha* von *Massana* ihn zu besuchen und Erfrischungen gegen Waren einzutauschen erschienen seien.

Der Fürst von *Zebu* antwortete, der General mit seiner Flotte sei ihm willkommen. Es müsse aber jedes Schiff, das in seinem Hafen Handel treibe, einen Zoll bezahlen. Magalhães' Abgesandter lehnte dies ab. Sie seien in Frieden gekommen — wolle er Krieg, könne er ihn ebenso haben.

Ein malaischer Kaufmann, dessen Schiff im

Hafen lag, warnte den König. Darauf stand der Radscha Humabon von Zebu von der Forderung des Zolles ab, ja er erklärte sogar, wenn man es verlange, wolle er sich dem Kaiser zinsbar unterwerfen.

Am anderen Morgen erschien der Sohn des Fürsten von Zebu mit dem Radscha von Massana und acht Vornehmen der Insel an Bord des Commodor-Schiffes.

Magalhães empfing die Abordnung würdevoll im Ornat des Sant Yago-Ordens, auf einem Armstuhl von rotem Samt sitzend. Dem Radscha von Massana und dem Prinzen von Zebu waren ähnliche Stühle angewiesen, die Häuptlinge und Offiziere erhielten ledergepolsterte Stühle, auf Decken saß rundumher das Schiffsvolk. Magalhães sprach zunächst von den Vorteilen, die ein Bündnis mit Spanien der Insel brächte, schilderte die Macht seines Königs, die Größe seiner Länder, den Reichtum der Städte, die Stärke seiner Flotte und seines Heeres. Dann aber trieb es ihn, auf religiöse Dinge überzugehen. Er gab ihnen eine Darstellung des christlichen Glaubens und suchte ihnen Achtung und Liebe für ihn einzuflößen. Und dann erzählte er ihnen mehrere Stücke aus der Heiligen Schrift.

Es ist ein rührendes Bild, den in allem Tun und Lassen rechtlichen, aber auch willensstarken, harten und unbeugsamen Mann als milden Glaubensboten zu sehen: im Kleide des Sant Yago-Ritters in seinem samtenen Lehnstuhl inmitten der braunen Indios, fremd an Aussehen, Gebaren, Sprache und Jenseits-Bindung ihn, der mit den weit stehenden, großen, dunklen Augen und ruhigem Rühren seiner starken Hand, mit mildem Klang seiner befehls-gewohnten Stimme für seinen Christus warb, von einem wahren Eifer der Seele hierbei ebenso angetrieben, wie von Mut und Kühnheit in allen Gefahren und Kämpfen. Über ihm, hoch über den Masten, Rahen und Segeln seines Schiffes, in dunkler Glut der gleiche göttliche Himmel wie über allem Geschaffenen der Schöpfungstage, vor ihm weit sich dehnend das große Meer, Sinnbild der Gefahren um den Menschen ebenso wie der unerschöpflichen Güte Gottes. So empfand und dachte er und war in dieser Stunde der vollkommenste und wahrste Vertreter seiner Zeit. Mit verstohlenen Tränen der Rührung sah er die freudige Bewegung der Insulaner, als er ihnen von Christus Hilfe gegen die Dämonen versprach, und umarmte sie alle. Danach gelobte er in die Hand des Prinzen einen steten Frieden zwischen dem König von Spanien und dem Fürsten von Zebu. Der Prinz gab das gleiche Gelöbnis. Der friedliche Pakt war geschlossen.

So erschien jetzt alles gut. Er war voll Freude, seinen Leuten durch den Vertrag mit Zebu reichliche Lebensmittel verschaffen zu können. Im Tausch gegen ihre Waren erhielten sie eine große Menge von Hühnern, Schweinen, Ziegen, Reis, Hirse, Kokosnüsse, Yamswurzeln und allerlei Früchte. Sie nahmen, so viel sie nur gegen Glasperlen, Glaskugeln, Glöckchen und europäische Gebrauchsgegenstände bekommen konnten. Für Messing, Eisen und andere grobe Ware erhielten sie Gold. Magalhães verbot, allzu großes Verlangen nach Gold zu zeigen.

Auf den 14. April, einen Sonntag, setzte Magalhães zum Dank für ihre Errettung einen feierlichen Gottesdienst an. Mit fünfzig Bewaffneten landete er in zwei Booten unter königlicher Flagge, dem Radscha zu Ehren. Dieser, die Fürstin, der Prinz und die Vornehmen des Stammes erschienen zur Messe, welche großen Eindruck auf sie machte. Darauf ließen sich der Radscha von Zebu, der Prinz, der Fürst von Massana und fünfhundert Zebuaner taufen, am Nachmittag dann die sehr schöne und junge Fürstin mit vierzig ihrer Jungfrauen und weiteren dreihundert des Stammes.

Magalhães der Kühne, der Sichere, der Gütige wurde nun aber Magalhães der Rechnende, der auf Vorteil Bedachte. Der Vertrag mit dem Kaiser verpflichtete ihn auch dazu, und die Fülle der wertvollen Dinge in diesem Inselreich wird ihn vielleicht etwas begehrlieh gemacht haben im Hinblick auf seinen Anteil. Er bedachte: die Insel Zebu war reich an Gold, Ingwer und anderen herrlichen Dingen, die ihm jetzt leicht zu erreichen waren; durch seinen Pakt mit dem Radscha Humabon, der in der Taufe den Namen Carlos erhielt, befand er sich in der günstigsten Lage, sie verschaffte ihm glatte Handelsbeziehungen mit den anderen Inseln, so daß er auch deren Erzeugnisse ausführen konnte. Da befahl er, eine Faktorei für den Tauschhandel zu erbauen, in die er einen Aufseher setzte, und der Handel kam in Schwung. Die Erfüllung seines Vertrages verpflichtete den Seefahrer und Entdecker zugleich zum Kaufherrn.

Es ist darum um so merkwürdiger, daß dem großen Manne schließlich das nicht gelang, was seinem Wesen am nächsten liegen mußte von allen Verpflichtungen oder Vergünstigungen auf dieser Expedition: die Ausübung des Amtes des Adelantado dieser neuentdeckten Länder. Magalhães, der Entdecker, der Beherrscher der Menschen, versagte plötzlich als Magalhães, der Statthalter. Politik, Politik!

★

Auf der Insel Zebu gab es außer dem Radscha Carlos noch mehrere Könige, die beständig in Streit und Krieg miteinander lagen. Der Radscha Carlos klagte darüber. Und da wollte Magalhães ihm die Macht des Europäers beweisen, er wollte sich aufspielen. Kleine Menschen dürfen das, denn es ist ihnen gemäß; dem großen Mann aber erwächst daraus die Tragik seines Schicksals: er muß für seinen Übermut bestraft werden. So büßte Magalhães seinen überheblichen Leichtsinn. Er zeigte eine untaugliche, verletzliche Stelle, an der er getroffen werden konnte. Es traf ihn Vernichtung.

Der christliche Radscha Carlos sollte sehen — und alle Fürsten dieser Inseln zugleich —, was die Freundschaft Spaniens bedeute. Und zudem auch: was für ein Vorzug es wäre, ein Christ zu sein! Also schickte Magalhães den anderen Fürsten der Insel und den beiden Radschas auf der nahe gegenüberliegenden Insel Mactan die Aufforderung, daß sie erscheinen sollten, um den Radscha Carlos als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Zwei der Fürsten gehorchten. Die beiden Fürsten von Mactan lehnten das Ansinnen ab. Andere Radschas erklärten, sie wären bereit, dem König von Spanien zu gehorchen und ihm Goldgeschenke zu machen, nicht aber gehorchten sie dem Radscha Carlos, weil er nicht besser sei als sie. Magalhães bestand aber darauf, daß die Widerspenstigen erscheinen sollten, um dem Radscha Carlos die Hände zu küssen.

Damit war diese Angelegenheit und das Geschick des großen Mannes reif zur Wende. Zwei der Radschas von Zebu begaben sich auf die Insel Mactan und beschlossen mit deren Fürsten den heftigsten Widerstand. Dazu hatten sie beide viele Krieger gleich mitgebracht. Der eine Radscha von Mactan bat am Freitag, den 26. April, Magalhães um Hilfe gegen jenen anderen Fürsten auf Mactan, mit dem er in Streit geraten wäre, und zugleich traf die nochmalige stolze und energische Ablehnung jenes anderen Radscha von Mactan ein. Wahrscheinlich war der Zwist zwischen den beiden Fürsten nur eine Finte.

Magalhães war nun verstrickt in das Netz, das er selbst geknotet; denn nun durfte er kein Nachgeben zeigen, nun erboste er auch und wollte erst recht die europäische Überlegenheit spielen lassen. Und zwar wollte er noch in der Nacht angreifen, trotz abratender Stimmen, weil der nächste Tag ein Samstag war; dieser Tag war ihm besonders heilig, von einem Gelübde her, und war immer sein Glückstag gewesen. Er ließ drei Boote rüsten und mit Kanonen bestücken. Von der Mannschaft befahl er sechzig Mann bewaffnet auf die Boote, mehr waren noch nicht wieder kampffähig.

Der Radscha Carlos warnte vor dem Angriff, weil er Nachricht hatte, daß auf Mactan gegen zweitausend Mann zusammengezogen wären. Und vor der Abfahrt trat sein treuer Kapitän Juan Serrano zu Magalhães und riet ihm dringend ab von diesem Kriegszug. Magalhães wollte davon nichts wissen. Da bat Serrano:

„Hört mich doch, General! Wenn ihr schon auf dieser Kriegshandlung besteht, so geht nicht selbst, ich bitte euch! Schickt einen anderen an eurer Stelle!“

Magalhães wandte ihm voll das Anlitz zu und sagte ernst: „Ich habe das begonnen. Und — habt ihr, Serrano, schon gesehen, daß ein Hirt seine Herde allein einen gefährlichen Weg gehen läßt?“

In der Nacht brach er auf. Der Radscha Carlos schloß sich ihm mit tausend Kriegern an. Zwei Stunden vor Tag kamen sie vor Mactan an, mußten aber der Ebbe und der Riffe wegen weit draußen ankern. Magalhães wollte sofort vordringen, der Radscha Carlos warnte ihn aber und riet, den Tag abzuwarten. Er bat Magalhães, er möge ihn mit seinen tausend Mann angreifen lassen; wenn er ihn dabei mit seinen Soldaten unterstütze, wäre der Sieg sicher. Magalhães aber wies ihn an, sich ruhig zu verhalten und zuzusehen, wie die Spanier mit ihren Waffen kämpfen und siegen würden. Das wolle er ihm nun zeigen!

Als es Tag geworden war, ließ Magalhães elf Mann zur Bewachung der Boote zurück und watete mit den neunundvierzig anderen durch die Dünung ans Ufer. Die Indios griffen sie mit großem Geschrei in drei Gruppen an, zusammen gegen eintausendfünfhundert Mann! Rasch teilte Magalhães seine Mannschaft in zwei Haufen. Pfeile umschwirrten sie. Die Haufen vor ihnen waren so dicht, daß sie kaum sehen konnten, ob die Kugeln der Musketiere und die Pfeile der Armbrustschützen trafen. Die Indios warfen Wolken von Speeren, Pfeilen, Steinen und Erde. Bald zwang die Übermacht, Magalhães seine Truppe in Rückwärtsbewegung wieder zu sammeln. Fast eine Stunde dauerte schon dieser Kampf, kein Verlust machte den Feind wankend, die Spanier aber konnten nur mit Mühe standhalten. Da befahl Magalhães einigen seiner Leute Feuer an die Hütten zu legen, weil er die Indios in Furcht setzen und zerstreuen wollte. Der Anblick der Flammen aber machte die Insulaner nur noch wütender, wilder, wie toll warfen sie sich gegen die Spanier, die sich mit großer Tapferkeit schlugen. Das Gefecht dauerte aber länger, als Magalhães vorausgesehen hatte, darum gingen seinen Leuten das Pulver und die Pfeile aus. Und die Boote mit den Geschützen

lagen der Riffe wegen zu weit draußen! Allmählich gingen die Spanier zurück. Da wurde Magalhães der rechte Schenkel von einem Pfeil durchbohrt. Er befahl seinen Leuten, die fast alle verwundet waren, den Rückzug, geordnet und langsam. Sie liefen aber flüchtend an das Ufer und wateten zu den Booten, nur sechs oder acht Mann hielten bei ihm aus. Langsam wich er mit den wenigen erschöpften Leuten, ständig kämpfend, zurück und stand schon fast bis an die Knie im Wasser. Die Indios verdoppelten ihren Angriff auf die kleine Schar und griffen besonders Magalhães an, den sie als Anführer kannten. Zweimal riß ihm ein Steinwurf die Stahlhaube vom Kopfe, er aber hielt an der Spitze des Häufleins stand als der tapferste. Schon lange dauerte der ungleiche Kampf im Wasser, da verwundete ein Indio Magalhães aus der Nähe mit der Lanze an der Stirn. Magalhães ergriff die Lanze und tötete den Mann mit raschem Stoß, ließ die Lanze in dem Körper stecken und griff nach seinem Schwert. Er konnte es aber nicht ziehen, sein rechter Arm war zu sehr verwundet. Als die Feinde das sahen, drangen sie in großem Haufen auf ihn ein. Da rief er seinem Häuflein zu, sie sollten so rasch wie möglich auf die Boote gehen. Dann traf ihn ein Schwerthieb in das linke Bein so heftig, daß er aufs Gesicht stürzte. Die Indios fielen über ihn her. Als er unter den Hieben der Feinde lag, wandte er sich mehrmals, um zu sehen, ob alle die Boote erreicht hätten. Dann starb er unter den Lanzen und Schwertern der Indios, „unser Licht, unsere Leuchte, unser Gefährte und unser Führer“, wie Ritter Antonio Pigafetta schreibt, der in der kleinen Schar neben Magalhães gekämpft hatte. „Wäre nicht unser armer Kapitän gewesen“, fährt er fort, „keiner von uns hätte sich auf die Boote gerettet, denn während er kämpfte, konnten wir anderen die Boote erreichen.“ Es hat auch wirklich keiner den Antrieb gehabt, auch der Herr Ritter Pigafetta nicht, neben diesem Helden auszuhalten, ihn zu decken oder mit ihm zu fallen.

So starb Magalhães am 27. April 1521, im letzten Augenblick noch groß und treu. Außer ihm fielen in diesem Kampfe Cristobal Rabelo, sein Liebling, seit kurzem Kapitän der Victoria, und sechs Mann.

Und noch einer starb genau an diesem selben Tage: aus ähnlichen Verwicklungen starb fast zu gleicher Stunde auf der Molukkeninsel Ternate

Magalhães' Freund, Francisco Serão durch Gift von Sultan Almansors Hand.

Den Leichnam Magalhães' haben die Einwohner von Mactan trotz dringender Bitten und großer Angebote der Spanier nicht herausgegeben. Sie wollten ihn aufbewahren als Denkmal ihres Triumphes und des Sieges, den sie davongetragen hatten.

★

Nach der schweren Heimsuchung der Spanier durch des Radschas Carlos Verrat, der mit fünf- undzwanzig anderen auch dem treuen Serrano den Tod brachte, gelangte der Rest nach weiteren Mühsalen mit zwei Schiffen zu den Molukken.

Den Ruhm der großen Fahrt erntete Sebastian del Cano, der mit der Victoria am 6. September 1522 von den Molukken aus, die er am 18. Dezember 1521 verlassen hatte, in Spanien eintraf, nach einem längeren Aufenthalt auf den Kapverdischen Inseln, jener del Cano, der im Hafen San Julian zu den Meuterern gehörte, die alle lieber nicht weiter gesegelt wären, sondern nach dem Heimathafen umwenden wollten. Von den Molukken aus nahm er den bekannten Seeweg der Portugiesen um das Kap der Guten Hoffnung herum. Er durfte dieses letzte Ende an die große Unternehmung fügen.

Den durchstoßenden Willen nach jenem Punkte, wo das Wissen um die Welt sich schloß, hatte Magalhães, der Entdecker, Land- und Raumeroberer, der unterging, als er von dieser Bahn abwich. Er hatte nicht teil an den Gaben und Ehren seines Monarchen, an dem Beifall und dem Ruhm seiner Zeitgenossen. Eines blieb ihm erspart: das Wappen, welches Karl der Fünfte dem Sebastian del Cano verlieh, und das sonst wohl ihm zugefallen wäre; es enthielt, neben der Burg des Castilischen Wappens in dem einen Feld, im anderen Felde auf Goldgrund — Muskatnüsse, Zimmetrinde und Gewürznelken! Der stolze Spruch aber, den der Kaiser um dem Helm des Wappens rund um einen kleinen Globus schreiben ließ, gebührt in Wahrheit Fernão de Magalhães. Er lautete: „Primus circumdedisti me!“

Magalhães endete am Beginn einer neuen geistigen Epoche, die er selbst mit heraufführte. Denn während er auf seiner großen Fahrt sich befand, die das Bild der Erde bestimmen sollte und ihre Gestalt, arbeitete Nikolaus Kopernikus an seinem Weltsystem, und fast gleichzeitig mit Magalhães' Tode stand Luther vor dem Reichstage zu Worms.

Griechisches Tagebuch

VON OTTO STOESSL

(Fortsetzung)

Das Auto keucht und schleppt sich über enge Sträßchen, windet sich durch Winkel und hält nachmittags vor einer hochgelegenen Kirche. Ein Haufen Kinder umringt und begleitet uns, nicht weniger neugierig und beflissen, als die Italiener aus dem Volk, aber ohne Zudringlichkeit und Bettelei. Der Hegumenos, der Abt, wird herausgerufen. Das einst von vielen Mönchen bewohnte Haus gegenüber der kleinen neuen Kirche beherbergt jetzt nur ihn und einen Diakon. Die heutigen Griechen begünstigen die Klöster nicht und, wie einer der Professoren erzählt, gibt es trotz aller Frömmigkeit der Bevölkerung, keine klerikale Partei im Lande und keine bevorzugte Stellung der Geistlichen, die im bürgerlichen Leben durchaus als gleiche behandelt, ohne besondere Schätzung ihres Standes allenthalben freundlich verkehren.

Bei der geringen Bedeutung der Industrie und des Industriearbeiterstandes fehlt auch eine eigentliche Arbeiterpartei. Bei der geringen Zahl und Größe der Städte außer Athen und Saloniki herrschen jedenfalls agrarische Fragen vor und solche des nationalen Ehrgeizes. Eine allgemeine Leidenschaft für öffentliche Angelegenheiten, eine große Neugierde begünstigt darum auch das Bildungswesen, die Zeitungen, das alte griechische „Agorazein“, das sich freilich jetzt auf schriftliche Mitteilung und Diskussion beschränken muß. Die wenigen Fremden, die, allen Schwierigkeiten zum Trotz tiefer ins Innere des Landes vorgedrungen sind, berichten vom stärksten Bedürfnis des Bauern nach mündlicher Nachricht von der Welt. Das „Woher? Wohin? Welcher Leute Kind?“ des urtümlichen Menschen überhaupt, ist dem Griechen in seiner Abgeschlossenheit heute noch so selbstverständlich wie in der homerischen Zeit.

Der Hegumenos, ein weißbärtiger Mann von freundlich gemessenem Betragen, der mich im Äußeren und in der Haltung sehr an meinen Freund Paul Ernst erinnert, begrüßt und bewirtet uns auf der offenen Terrasse mit Orangengelee. Wir genießen die schöne Aussicht auf das Meer und den Abendschein über der dunstigen Stadt.

Später im Speisesaal eines Hotels ein Festessen, wobei die griechischen Herren ohne ihre Damen und wir mit den weiblichen Teilnehmern der Reise versammelt sind. Die Anwesenheit der Frauen in

ihren hübschen Kleidern, in ihrer ungezwungenen Heiterkeit, verschafft den Gastfreunden offenbar angenehme Anregung, einen leichten Rausch des Vergnügens, der Galanterie, den sie sonst entbehren.

Ich habe zufällig die Familientochter der Schauspielerin zur Rechten, den Dramatiker zur Linken. Die Schwester Heroine und die Theatermutter sitzen neben griechischen Herren weit droben an der Tafel. Die feinen Abendkleider der Damen — die übrigen Reisegenossinnen sind mehr reisemäßig angezogen — und auch sonst minder wichtig — die Zierlichkeit des Betragens, die Haltung der Theaterfamilie als Vorbild gesellschaftlichen Benehmens und als Anmut an sich, wirken auch auf uns Landsleute. Unbestimmt wohlgefällige Erotik regt ein Festmahl ebenso an wie das Reisen überhaupt. Erotik — es muß nicht gleich Liebe sein, aber Verliebtheit in die Liebe und eine angenehme Spannung der Sinne durch das männliche und weibliche Elementare in der Tiefe alles Sprechens und Fühlens, im Spiel und Ernst.

Mein Nachbar zur Linken, der Dramatiker, sagt zu meiner Dame zur Rechten herüber: „So sind wir wenigstens in der Nähe.“

„Wenn Sie wollen, kann ich mit Ihnen den Platz tauschen“, biete ich ihm an.

„Ja, das wäre großartig.“ Er schüttelt dankbar meine Rechte mit seinen beiden großen Händen und setzt sich beglückt neben das Fräulein. Die blitzt mich an aus ihren großen hellen grauen Augen und lächelt, nickt dabei und neigt den Kopf, das schwarze, dennoch schwarze Pagenhaar schimmert im Licht. Nur in der Sonne kann es blond wirken.

„So werde ich Sie wenigstens aus der richtigen Entfernung, nicht zu weit, leider nicht zu nah, anschauen können“, sage ich.

„Lieb“, sagt sie mit einem tieferen Klang. Sie spricht sonst hell, aber flüchtig. Aus der schwarzen Seide mit den gelblichen Spitzen um den Halsausschnitt blüht der feine Kopf blaß auf dem Halse, ein wenig geneigt. Ihre Züge sind so rein gebildet wie sie nur in solcher Jugend bleiben, nicht regelmäßig und gerade durch ihre Launen reizend. Das schmale spitzige Näschen mit den nervösen Nüstern stößt vor, der Mund mit den dünnen blassen Lippen ist ein wenig zu groß, aber nur um die schönsten weißen Zähne zu zeigen, wenn

er lächelt. In tadellosem Schmelz schimmern sie wie das Urbild von Zähnen. Sie weiß es natürlich, daß sie mir gefällt, das vermehrt ihre Hübschheit. Ich trinke ihr zu, sie erwidert freundlich. Freundschaft! Mir wird sie die Tage, die Reise durch Narrheit erleuchten und die kurze Zeit unserer Nähe hell machen wie den Frühling draußen. Ich bin in Griechenland! Daß sie mich dabei mit einem gewissen Respekt zum Narren hat und — macht, ist eins. Und der Dramatiker? Spricht angelegentlich mit ihr. Sie antwortet nachdenklich. Ihre schöne, weiße Hand fährt oft nach dem Haar, um es zu ordnen. Blaue große Ringsteine funkeln an den langen, schmalen Fingern. Sie schweigt und spielt nervös mit dem Messer. Sie holt ein Spiegelchen hervor aus einer Handtasche und prüft ihre Züge.

„Alles in Ordnung, Sie können schon so bleiben, wie Sie sind.“

„Ja?“

„Wie Sie sind, sind Sie am besten.“

„Lieb“, wiederholt sie mit gesenkter Stimme, die so angenehm kühl klingt. . . .

30. April.

Die Bänke des Wagens sind an den Wänden herumgeführt, die Mitte freigelassen. Der Raum im Expreß wirkt dadurch behaglicher, ein kleines Sitzzimmer.

Die Frühe scheint golden durch das Grau einer großartigen Weite. Der Wardar strömt jetzt breit hin durch eine braune, bereits angebrannte Sumpfwiesen- und Heidefläche. Drüben, weit drüben, welche Silberkrone über einem unbestimmten bläulichen weißen Streifen! Eine Nebelbank? Ein Gebirge? Wolken?

Der Himmel ist zu blaß, als daß dort ein bloßes Luftgebilde läge! Das Meer! Das Meer und darüber das Gebirge — der Olymp! Oh, so sieht man den Götterberg zum erstenmal, der durch Vergangenheit und Ferne vielsinnig zu uns herüberglänzt, Krone der Landschaft! Ein Gebirge wie ein anderes, wirkt wie kein anderes auf der Welt! Es ist höher gebaut, es ist tiefer erleuchtet durch die Dauer und Herrlichkeit eines größten Menschheitsalters und Gedichts. Die Natur selbst war der Stoff und der Geist hat eine Masse von Stein und Schnee zum schönen Helden erschaffen, wie der Künstler sonst aus einem Marmorstück. Die Wohnung der Götter, die unsterblich geblieben sind! Ihre Heimat erglänzt auf diesem silbernen Scheitel, während der Grund drüben, der blasse Streifen, ins Meer taucht. Mit stummem Andringen einer großen Sekunde wühlt sich die Gewalt des ersten Anblicks in unsere Seele, die aufbebt. Schweigend strahlt das Weltgedicht Hellas. Hier zum erstenmal aufgetaucht, das Haupt

im Himmel, winkender, strahlender Gipfel aller Landschaft unserer Erde, silberne Schwelle der Götter!

Die Bahn nähert sich immer mehr dem Gebirge und zugleich auch dem Meer, der Morgen weitet sich immer heller und herrlicher. Die Straße geht zwischen diesen beiden Gewalten und beide eifern um uns, welche die schönere sei — der erhabenen gleichförmige, aus der Niederung mächtig aufsteigende Gebirgszug, oder das schmeichelnde blaue gekräuselte, wohligh ans Ufer rauschende Meer, das unter dem reinen Himmel wie eine unendliche Liebkosung der Sinne atmet. Die beiden Gottheiten der Landschaft, Flut und Schneegipfel, ruhen hier nebeneinander, wie einmal Aphrodite gebildet worden ist, mit der sanften Peitho zu Füßen, die Liebe mit der holden Überredung des Verlangens.

Die makedonische Ebene trägt schon alle eingewirkten Blumenzeichen der südlichen Sprache: den kräftig zierlichen Akanthus, niedern tiefleuchtenden Mohn, der purpurn im Hauch der Luft flackert und die zarten Asphodeloslilien, die mit kleinen weißen Glöckchen, eine Rosamittelader im Innern jedes Blütenblatts, in hohen Rispen schwanken. Je näher der Olymp, desto verlassener scheint er, desto lockender das Meer, das jeden hinzieht. Der Olymp soll überaus schwer zu bezwingen sein, weglos, ohne jede Unterkunftsstelle. Der heutige Grieche ist ebensowenig Tourist wie vor zwei-, dreitausend Jahren. Kein alter Autor erzählt von einer Besteigung, nur von den Palästen der seligen Götter auf dem Gipfel fabelt Homer. Nur so weit etwa die Ziege weidet, streifen die Hirten. Höher hinauf will niemand ins Unwetter, in den Zorn der gestörten Großen. Auch den Wald lieben die Griechen kaum wie wir. Sie sind im Felsenland immer Talbewohner und Meersöhne, Hirten, Fischer und Schiffer, Bauern und Händler, keine Waldleute und Äpler. Erst wo die Quellen fließen, wo sich die Bäume aus dem Dickicht lösen und in bedeutenden Gestalten zu besonnten Hainen sammeln, wo die Herden bequem grasen, beginnt ihre vertraute Welt und das liebele sichtbare Wesen und Wirken der Dryaden, der Nymphen, der Geister jeder alten Föhre, jeder Quelle und der Menschen.

Die Götter kommen von oben herab. Man sucht sie nicht in ihren entrückten Wohnungen auf. Anders die ringsum freie Stätte der Meergeister — die See. Ihr Schrecken wird frech aufgesucht und überwunden, jeder taucht in diese erfrischende Gefahrt — es ist die Heimat.

In einer scharfen Wendung landeinwärts biegt die Bahn durch das Tempetal, das sie rasch durchfährt. In kaum zehn Minuten ist die kleine Tiefe passiert, auf die wir wie auf etwas Geringfügiges

hinabschauen, da wir an die tiefaufgewühlten Schluchten unserer Alpen denken. Hier ist's eine liebliche, bescheidene, vor allem durchsonnte heitere Wildnis. Der Peneios, ein ruhiges Wasserlein mit schmalem Bett, aber mit schönen Ufern, von hohen Platanen, Erlen, Weiden, von üppigen Sumpfpflanzen, blühendem Unkraut durchwachsen und mit den ersten breitquellenden Feigenbäumen an den steinigern, höheren Orten.

Unversehens stellt sich mir ein griechischer Literat vor, der uns liebenswürdig beigegeben ist, um uns von Salonik' bis zur Station zu begleiten, wo wir aussteigen, um mit Autos nach Delfi zu fahren, während er nach Athen weiterreist. Er will uns die Landschaft erklären und sonst erzählen, was er weiß und was wir wissen sollen. Geschickt und menschenkundig hat er sich schier unmerklich und allgegenwärtig mit der ganzen Reisegesellschaft bekannt gemacht.

So ergibt es sich bald, daß er längst schon weiß, ich sei Kritiker — meine Schattenseite. Er kennt bereits die Schauspielerfamilie . . . er hat sich mit der jungen Heroine unterhalten, weniger über die Landschaft, als — über das Theater. Und sie hat ihm richtig alles bekannt, was ihr am Herzen liegt: ihre Rollen, ihre kurze Bühnengeschichte. Anfangs hätte sie viel Erfolg gehabt. Aber die Kritik! Auch dieser Herr dort — sie zeigte auf mich — wenig Gutes habe er über sie geschrieben.

„Es ist eben ein Unglück“, sage ich dem Herrn, „einer so artigen, jungen Dame solchen Schmerz bereitet zu haben wegen einer so fragwürdigen, fernen, fatalen — Wahrheit.“

„Ach“, beruhigte er mich lächelnd auf französisch, in der guten Sprache aller unverbindlichen Verbindlichkeiten, „sie ist Ihnen gar nicht böse. Aber hier hat sie eine angenehme Rolle“, schließt er lächelnd und verschmitzt. „Dieu merci.“ Er weist kopfschüttelnd geheimnisvoll auf den erfolgreichen jungen Dramatiker . . . Nun, sehe ich denn nicht, wie die beiden verliebt beisammensitzen, ein griechisches Idyll im Waggon?

Dort saß er in der Fensterecke, rauchte aus einer unendlich langen Zigarettenspitze und blickte zuweilen herablassend auf die, in gebückter Haltung zärtlich neben ihm hingekauerte jugendliche Heroine. Um zu ihm emporzuschauen, mußte sie immer eine große öffentliche Drehung ihres Kopfes ausführen wegen des breiten Florhutes, der sonst ihre Augen beschattete. Er mußte doch ihre Augen sehen und ihre Augen die seinigen.

„Die Rolle spielt sie gut!“

Die Mama saß zur Rechten dieser Tochter Heroine, aufrecht, stolz, in den gescheckten Mantel von

seidener Schlangenhaut, aber mit bekümmertem Gesicht, um den Mund den Zug von Sorge, Enttäuschung und Kummer auf jeden Fall, den die Jahre grausam ausbilden. Ich bin sicher, daß sie wenig von Berg und Tal bemerkte und immer mit der Szene beschäftigt war, die sich neben ihr selig ereignete, ohne daß sie dazu etwas sagen konnte. . . . Zuweilen, in immer kürzeren Zwischenräumen, öffnete sie hastig ihre Tasche, sah sich in deren Spiegel, öffnete das Puderbüschchen und strich sich erregt ein paarmal über die Augen, die Nase, die Stirn, die Wangen, als genösse sie ein beruhigendes Gift, womit man sich von außen betäubt, um wieder frisch zu erscheinen bei der anstrengenden Fahrt. Sie ordnete ihr Haar, sie kämmte es zurecht, daß es wieder großartig weiß um das noch immer schöne Haupt stand und lehnte sich ergeben in die Bank zurück. . . . Sie schloß die Augen. . . Sie sah trotzdem alles . . . Mutter! . . . Und wenn sie zufällig meinem Blick begegnete, bemühte sie sich, höflich zu lächeln. . . . Die Freie, die Zarte stand indessen auf dem Gang und betrachtete unbeschäftigt, also aufmerksam, die große Landschaft draußen, in die wir einfuhren: die thessalische Ebene. Wieder ein Schneegebirge ganz weit am Rand: der Ossa . . . die Stadt Larissa in der Mitte des offenen Feldes . . . Ein blauer, kleiner Binnensee . . . besonnte, in lichter Feuchte schwelende blühende Wiese.

„Schön?“ frage ich. Sie blickt in die heiße, bunte Wiese hinaus, sie hat den Hut abgenommen, senkt den Kopf mit den schwarzen Locken, deren Spitzen in der Sonne goldigbraun leuchten und öffnet die Lippen, um tiefer zu atmen und aus Erwartung, aus Freundlichkeit. „Schön“, antwortet sie. Einsilbige Worte! Schauspieler alle, geben wir ihnen durch besondere Betonung möglichst viel Inhalt. Es soll einfach und unendlich klingen! Der glaubhafteste Dialog beginnt immer so und endet so einsilbig — zwischen Mann und Weib. Aber im Roman und im Stück kann man ihn nicht brauchen. Man muß das, was zwischen den Zeilen zu lesen wäre, sagen lassen und dann ist's immer zuviel und zu wenig.

„Was wissen Sie von Thessalien?“

„Mir scheint, ich habe etwas gehört von thessalischen Hexen.“

„Wo es Bezauberte gibt, gibt's Zauberer. Da liegt es und dampft unschuldig von Blüte . . .“

„Ich bin so gern bezaubert . . . es ist schön, daß ich es sehe . . .“

„Wer bewundert und wer liebt, der zaubert. Einbildung ist immer Magie. Wir beschwören die Wunder, indem wir uns wundern.“

„Ach, ich sehe nur, was die anderen sehen . . . Was da ist . . . Ich gebe nichts von mir dazu . . . Ich habe ja nichts . . . Ich lasse mich nur begeistern . . .“

„Und Sie machen andere geben und beschwören. . . Wissen Sie das nicht sehr gut?“

„Lieb!“

Sie gefällt mir und darum scheint sie mich nicht als Kritiker ihrer Schwester zu hassen. Nicht die alten Thessalierinnen sind die gefährlichsten, die jungen, die schönen, die freundlichen sind's, die furchtlosen, die zutraulich schweigen und klar blicken und uns durchschauen. Der Berückte ist durchsichtig . . . Nichts anderes hat sie von Thessalien gewußt, als was sie anging: die Hexen!

Der Zug windet sich allmählich höher ins Gebirge hinauf. Tiefer senken sich die Schluchten und ferner rücken die ebenen Breiten und deren Höhenränder. Wir fahren durch Phokis. Das Herz Griechenlands, seine wilde, klüftige Gegend, wo einmal vielleicht der richtige Hochwald gewesen sein mag, der jetzt nicht mehr wachsen will. Die Föhren, das Gebüsch, die Sträucher sitzen locker auf dem grauen, heißen Felsen, aber überall wachsen Blumen, graues Gras, aus allen Steinen quillt der Überfluß von niederem Gedeihen und atmet in der Sonne: Moosbüschel, Bänke von Kamillen, Ginster, von Schmetterlingen besucht, schwarzfrüchtige, kleine Stauden, wehender Purpurnoh, gelbe Korbblütler, weiße Strahlen, nickende Scabiosen, Disteln, Thymian, Nester von Ehrenpreis, und die obere Glut malt das holde Durcheinander auf dem fiebernden Geröll lebhafter, brünstiger im Hauch des hohen Windes und heißen Mittags. Othrysgebirge. Der steinige, dünne Fluß unten — der Spercheios.

„Wir haben auch eine bedeutende Schauspielerin“, erzählt der griechische, allgegenwärtige Begleiter, und die österreichische, junge Thessalierin sieht interessiert auf.

„Was spielen Sie denn?“

„Alles, was überall in der Welt gespielt wird, französische, englische, auch deutsche Stücke.“

„Auch gute?“

„Mais certainement.“ Wir sollen in Athen etwas davon zu sehen bekommen. Auf dem Repertoire steht die „Electra“ von Hofmannsthal und die „Iphigenie“.

„Die Goethesche?“

„Ja . . . Und alle großen Frauenrollen spielt Madame Z. in ihrer Truppe . . . Es wird Sie interessieren.“

„Nun, dann sollte sie uns doch die „Iphigenie“ sehen lassen, nicht wahr?“ Heftig nickt das Fräulein . . . Das wäre schön . . . Unser höflicher Rei-

sender verspricht, es so einzurichten, daß Madame Z. während unseres Aufenthalts in Athen die Iphigenie spielt. Wie mag der deutsche Vers im Neugriechischen wohl klingen? Die Übersetzung soll von einem bedeutenden, lebenden Dramatiker gemacht sein, von Herrn Gryparis, der auch die beiden Stücke von Aeschylus übersetzt hat, die in Delfi gespielt werden. Ich hatte erwartet, man würde dort den alten Text beibehalten. Den möchte das Volk doch wohl nicht mehr ganz auffassen, sagt der Herr. Übrigens klänge uns auch die Aussprache des Altgriechischen fremd, denn es werde anders artikuliert als bei uns, ebenso wie das Neugriechische nämlich.

Wie müßten die Abschiedsworte des einsam zurückbleibenden Thoas lauten: sein „Lebt wohl!“? — Chairete, freut euch!

Unten die Thermopylen. Die Eisenbahn führt wohl die Umgehung auf dem Bergrücken aus, die den Persern durch Efiates gewiesen ward.

Nachmittags hält der Zug auf der windigen, offenen Höhe in einer einsamen Station: Bralo, von wo wir nach Delfi mit den Autos befördert werden sollen. Unsere ganze bunte Gesellschaft landet mit Sack und Pack auf einem lärmenden Bahnsteig. Eine ältliche, bescheidene Dame stellt sich vor als Mitglied des Festausschusses, sie soll uns in die vorbereiteten Quartiere bringen, für alle sorgen. Rummel bei der Verteilung der Plätze in den Automobilen. Jedenfalls haben die drei Theaterdamen und der junge Dramatiker gleich einen Wagen eingenommen. Der Professor und ich müssen mit Bedauern in einem anderen unterkriechen. Der kleine, teilnahmesuchende Herr mit dem verbeulten Hut, dem schief überhängenden Rock, dem staubigen, vormals blauen Anzug versucht, gerade bei den Theaterdamen noch einen Sitz zu erobern. Das könnte ihm so gefallen! Er wird abgewiesen. Dann soll er mit dem Gepäckauto fahren. Das empört ihn sittlich. Er stimmt seine Klage männlich an und schnappt in hohe Töne der Entrüstung über, bis er endlich auch zu uns gesetzt wird, wo er seine Leiden in gedehnten Tönen singt. Gleich stiftet er allerdand Unruhe, noch bevor wir abfahren. In Delfi selbst gibt es kein Quartier für uns. Dort ist schon alles längst besetzt. Wir werden daher nach Ithea gebracht werden, nach einem kleinen Hafenort, von wo wir täglich zweimal nach Delfi und zurück fahren müssen. Wieviel Zeit damit verloren geht und wie zweifelhaft wir in dem kleinen Nest untergebracht sein werden, überläßt der Gute unserer eigenen Überlegung. Unsere Gemüter sind wohl ein wenig gestört, aber die Diskussion läßt bald nach. Warum nicht Ithea? Auf schlechtes Quartier

sind wir ohnedies vorbereitet. Wir fahren über eine schöne Bergstraße talab. Zur Seite die Vorberge des Parnaß, Felsen, bebuschte Hänge, Heiden und Wiesen an der Straße, dann schöne Ölbaumhaine mit uralten, dicken Stämmen, von denen der jüngste obere Trieb den tragenden Wipfel entwickelt, die anderen Teilstämme sind gekappt. Man möchte glauben, die geduldigen, schimmernden Bäume, wie sie hier still in vielen Reihen stehen, wüchsen ohne viel menschliches Zutun. In der Tat jedoch sind Anbau und Pflege höchst anspruchsvoll. Immer muß die Erde an den Wurzeln locker und vor allem ständig feucht gehalten werden. Von den ohnehin nicht sehr wasserreichen Flüssen und Bächen werden Kanäle in die Haine geleitet, und zwischen den Besitzern der anstoßenden Gärten muß ein höchst genaues, umständliches und verwickeltes Verfahren vereinbart werden, das jedem nur auf bestimmte Zeit den Zufluß sichert. Die Ableitung der Wässer hat zur Folge, daß die Bäche schon früh ganz ausgetrocknet in die Flüsse, und diese vor der Zeit geleert und versandet ins Meer münden. Dem Land bleibt überall zu wenig Feuchte, zumal bei dem langen, meist regenlosen Frühling und Sommer. Die Haine helfen den Wald aufzehren, und die Höhen verkarsten von selbst, auch wenn die Einwohner nicht, wie man ihnen nachsagt, jede schöne Fichte langsam ausmorden, indem sie ihr unten durch eine Kerbe das Harz entziehen, das sie unter anderem zur Mischung mit dem Wein benötigen, um ihn zu erhalten. Dieses Verderben des Weins zu einem bitteren Trunk macht ihnen wenig aus, er schmeckt ihnen trotzdem und bald sogar deswegen: Selbstverbitterung jedes Charakters und jeder Neigung! Man darf die Waldarmut der südlichen Landschaft gewiß nicht ausschließlich dem Holzraubbau zuschreiben. Die Sonnenglut ist stärker als die Niederschläge und verzehrt mehr als die Axt den dichten Baumwuchs, sobald der Mensch überhaupt einmal die Landschaft besiedelt und nutzt.

Rast in einem Dorf, etwa nach dem halben Wege bergab. Der Professor muß wieder einen „Schwarzen“ genießen, da er diese Möglichkeit sieht: ein Kafeneion auf dem Marktplatz mit kleinen Tischchen unter Platanen und ein Gewimmel von Leuten, die spazieren gehen, uns anschauen und von uns angeschaut werden. Bauern mit eng um die Beine gewickelten Hosen, mit weißen Hemden und schwarzen Westen, zwei Zierflügel an deren Rücken so angebracht, als wären die überflüssigen Ärmel dorthin verschoben: die sogenannte Fustanella. Sie gehen in schwarzen, pantoffelartigen Schuhen mit einem großen Pompon,

rot oder schwarz, an der Spitze, was ihrem langsamen Schritt eine eigentümliche, komische Würde verleiht. Es sind meist hochgewachsene Leute mit braunen Gesichtern, Hakennasen und buschigen Augenbrauen und Schnurrbärten.

Während wir Kaffee trinken, bemächtigt sich ein „Schuhputz“ unserer Füße, und auf die Doktorfrage, wovon denn alle diese Leute hier eigentlich leben mögen, die so gelassen auf dem Platz stehen, herumgehen, reden, Kaffee trinken und scheinbar ohne Arbeit auskommen, meint der Professor schmunzelnd: „Nun, einer putzt dem andern die Schuhe“.

Ankunft in Ithea auf der Hauptstraße des kleinen Hafenortes. Das Meer rollt laut ans Ufer. Gebirge umschließen die Bucht, und weit drüben sieht man die blauen, noch schneeigen Höhen der Peloponnes. Auf den karstigen Häuptern in der Nähe spielt die Sonne, und Wolkenschatten schweben dunkel, aber durchsichtig mit eigentümlichem Ausdruck darüber.

Da wir aussteigen, finden wir uns im größten Gedränge von zweifelhaft aussehenden Leuten, die mit Schreien und leidenschaftlichem Streiten beschäftigt scheinen, das jeden Augenblick tätlich zu werden droht. Vielleicht, wahrscheinlich sogar befinden sie sich nur in ihrer gewöhnlichen Konversation, die für uns so heftig aussieht. Kinder, Erwachsene in schmutzigen Hosen, offenen Hemden nehmen uns in Augenschein, während sie weiterlärmern, und der Haufe wälzt sich mit uns vor ein Kafeneion, wohin uns unsere Führerin geleitet. Da soll etwas über unser Quartier beschlossen werden. Jedenfalls ladet man unsere Koffer in dem wüsten Gastraum ab, der durch Fenster und Tür zu wenig Licht bekommt, und zwischen der Führerin, dem Wirt, etlichen Knechten und einem angemessenen Teil der freiwillig interessierten Bevölkerung, so weit sie eindringen konnte, beginnt ein Palaver mit mächtigem Gebärdenspiel, Armschwingen, Schreien, Verneinen, Bejahen, Drohen, Beschwören, Besänftigen, Wiederinhitzegeraten. Nur die Führerin bleibt freundlich ruhig. Da wir nichts verstehen, glauben wir an eine ernstliche Bedrohung unserer Quartiere. Der kleine Herr spitzt die Ohren und blickt schlaue um sich. Es ist ihm geradezu ein Triumph, schlechte Aussichten für die Nacht zu haben. Endlich werden wir vorwärts getrieben über eine Holzstiege, und im ersten Stock zeigt man uns die Zimmer, die alle auf einen breiten Flur münden. Schmale, geweißte, offenbar erst jüngst für den Besuch hergerichtete Räume, einfenstrige, wie Gefängniszellen mit je zwei weißlackierten Eisenbetten, einem Waschtisch und ein paar Wandhaken

sind uns angewiesen. Stühle gehören nicht zur Einrichtung.

Man stattet jetzt einander, einmal untergebracht, Besuche ab, und es gibt allerhand Spaß. Langsam legt sich die Unruhe. Jeder findet sich mit seinem Raume ab. Der Professor und ich teilen uns in den unsrigen. Er legt seufzend seine vielen Toilettesachen aus und findet keinen Platz dafür. Sein Blick fällt auf die Tür. Zugleich schnuppert er. Auch ich rieche den verdächtigen Duft eines Ungeziefermittels.

Wir sind bald mit der Abendmahlzeit fertig, und der Professor, ich, der junge Dramatiker gehen mit den drei Theaterdamen in den Abend hinaus spazieren. Es dunkelt schon, die grauen Berge der Bucht werden dichter, als fielen sie mit ihrer Schwere nieder, verhüllten Hauptes. Vorn liegt ein großes Schiff vor Anker, wie es heißt, ein amerikanischer Dampfer, der viele, längst vorgemerkte Gäste an Bord hat, zur Nacht. Er sperrt den kleinen Hafen mit seiner Breite ab. Schon sind seine Lichter angezündet und funkeln, eine andere größere Stadt unserer kleinen auf dem Lande gegenüber. Das Meer schlägt sanft ans Ufer . . . Wir gehen auf der staubigen Straße fort — bald hören die Häuser auf, rechts und links mögen vor den unsichtbaren Höhen Wiesen oder Äcker oder Heide liegen. Die Sterne blinken. Es ist noch recht warm. Der Professor hat sich zu der Zarten gefunden — Nessi, Agnes heißt sie — und geht mit ihr voran. Man hört das Fräulein lachen und des Professors gefällige, behutsame Stimme vermutlich allerhand Lustiges erzählen oder angenehme Huldigungen sagen. Der Herr Dramatiker ist uns weit voraus mit der jungen Heroine . . . Mir ist die Mama geblieben. Sie kommt bald auf ihren Herzenskummer, und ich — der Kritiker, den sie gewiß nicht ausstehen mag — bin gerade recht zum Vertrauten: „Denken Sie . . . Was soll ich tun? . . . Er (der Dramatiker wird durch ein leidenschaftliches Deuten mit dem Kopf bezeichnet) hat plötzlich . . . im Zug, er hat mich geradezu überfallen und um die Hand meiner Tochter gebeten . . . Was sagen Sie? So mit der Tür ins Haus . . .“

„Haben Sie wirklich nichts geahnt, gnädige Frau?“

Mächtig kopfschüttelnd wehrt sie diesen Verdacht einer leisen Mitwisserschaft ab. „Er hat uns zu dieser Reise eingeladen. Die Mädchen brauchen Erholung . . . Er hat Maria kaum vorher gekannt. Als Julia hat er sie gesehen, sagt er mir, und — die, oder keine! Sie lieben einander . . . Was soll ich tun? Schließlich ist er ein erfolgreicher Autor.“ Der Kritiker sollte nur das Stichwort bringen. Ich

brachte es: „Die Leutchen müssen ihren Willen bekommen, da ist man besser gleich einverstanden. Ihr Fräulein Tochter ist ein so herzlich aufrichtiges, liebes Mädchen . . .“

Sie seufzte erleichtert. Da hatte sie die Zustimmung, die sie als Rat brauchte. Dann kam sie aufs Theater zu sprechen und mir war gar nicht wohl dabei. Endlich war die Gegend so dunkel und verlassen, daß sie die Paare ganz aus dem Auge verloren hatte und nun zusammenrief. Maria am Arm ihres Liebhabers, darf man jetzt sagen, kommt zärtlich und folgsam, wie ein Reh kommt sie auf die Mutter zu, umarmt sie glücklich, dann hängt sie sich in ihrer Herzensfreude in meinen Arm. „Kommen Sie, lieber Doktor.“ Dabei schaut sie mich mit trunkener Zärtlichkeit an. Auch für mich soll ein Strahl ihrer Liebe abfallen, der Dramatiker faßt mich derb unterm anderen Arm, die Mama schließt die Kette, und wir kehren zu viert um. Wir nehmen schier die ganze Breite der Straße ein. Zierlich und zögernd geht die andere, Nessi, neben dem Professor voran. Sie schlendert. Wir marschieren. Der Dramatiker fängt zu singen an, daß alle Hunde der Gegend erwachen und heulen, die Hähne krähen. Die Mama ist müde. Sie will schon schlafen gehen. Aber die Töchter möchten noch den schönen Abend genießen. Hoho! Man muß noch eine Erfrischung haben, jetzt, wo es kühl ist. Der Professor bekommt seinen gewohnten „Schwarzen“. Mama erzählt weiter vom Theater. Als fünfjähriges Mädel ist sie schon aufgetreten und seither ohne Unterbrechung tragisch. Gerade und stolz sitzt sie da in ihrem Schlangenhautseidenmantel, Perlen um den Hals, und das volle, weiße Haar steht schön um den energischen Kopf. Der Mund ist freilich wehmütig, aber ihre braunen Augen schauen noch ganz jung, ihre Stimme klingt voll, manchmal lacht sie wie ein junges Mädchen, und ihre Töchter sind lieb, gehorsam, fast scheint's ängstlich zu ihr wie kleine Kinder . . . Wenn sie Maria sagt: „Du mußt dein Tuch umnehmen“, seufzt die junge Heroine zwar: „Es ist mir ja so heiß“, aber sie nimmt es um. Der Dramatiker gehorcht auch, wenn sie gebietet, und Nessi tut stumm nach ihrem Geheiß, nur lächelt sie dabei ein ganz klein wenig . . . Wenn die drei Damen wie auf Befehl oder aus Nachahmung schier zugleich ihre Täschchen öffnen und sich im Licht der elektrischen Lampen im Freien noch einmal hastig im Spiegel beschauen, pudern und das Haar kämmen und ordnen, während sie plaudern, macht es ein nettes Frauenterzett aus wie in einer komischen Oper.

(Fortsetzung folgt.)



Die deutsche Missionsstation Hermannsburg im Innern Australiens ist mehrere hundert Meilen von der nächsten Niederlassung entfernt. Ein Zwölferzug von Eseln schafft die Lebensmittel herbei.

Die Pferde der Mission suchen erschöpft durch Hitze, Staub und Sand nach Wasser.





Die deutsche Missionsfamilie Heinrich vor dem Missionshaus in Hermannsburg

Hermannsburg, eine deutsche Mission im Innern Australiens

VON F. O. HOPPÉ

mit 11 Aufnahmen des Verfassers

Die Mission in Hermannsburg ist vollkommen abgeschnitten von dem, was wir gewöhnlich Zivilisation nennen. Alice-Springs, das mit einer Handvoll Häuser, einem Laden und einem Telegraphenamt prahlt, ist in einem Umkreis von mehreren hundert Meilen einer Stadt am ähnlichsten. Alle vierzehn Tage kommt dort ein Zug an und bringt gelegentlich einen Besucher mit, der sich seinen Weg zur Mission sucht, so gut es geht. Ich wollte meine Reise nach Alice-Springs zunächst auf dem Kamel von Opal Fields bis Coober Pedy und dann weiter mit dem Auto machen, doch auf der letzten Strecke brach die Achse, was eine mehrstündige Verzögerung bedeutete, bis das Ersatzteil paßte, was man vorsichtshalber immer mitnimmt, wenn man hunderte von Meilen durch Urwald zu fahren hat, durch den manchmal wochen- oder gar monatelang kein anderes Fahrzeug kommt.

Während wir in einem ausgetrockneten Flußbett in der kalten nächtlichen Stille des Urwalds lagen, wurde mir klar, wie gänzlich allein und verlassen wir waren, den ganzen Tag über hatten wir kein lebendes Wesen gesehen mit Ausnahme eines Adlerpaares, das von dem Kadaver eines Stieres aufflog; hunderte Skelette von Rindern lagen herum und sprachen die traurige Sprache

vom Tode des Verdurstens, dem Terror, der die Lande des „Never Never“ durchrast. Doch wir erreichten die Mission gegen Mittag und wurden herzlich willkommen geheißen von dem jungen Pastor und Mr. Heinrich, dem freundlichen, kultivierten Lehrer, der seit fünfzehn Jahren unter den eingeborenen „Arandas“ wirkte und deren Sprache fließend spricht. Beide, er und auch der Pastor, sind verheiratet.

Die kleinen Eingeborenen wachsen unter der Leitung von Pastor Albrecht und Mr. Heinrich zu nützlichen Bürgern auf. Sie lernen schnell, wenn es auf das Gedächtnis ankommt, am liebsten singen sie — der Lehrer hat alte deutsche Volkslieder für sie übersetzt, und es wirkt eigentümlich, wenn man die jungen Eingeborenen die „Lorelei“ englisch und nicht deutsch singen hört.

Dann und wann reißt einer von ihnen aus und „goes bush“ (geht in den Busch); vor kurzem war gerade ein hübsches Mädchen verschwunden, ihr Bruder hatte sie für fünf Pfund einem Mann mit drei anderen Frauen verkauft, doch der Delinquent wurde schnell der Gerechtigkeit ausgeliefert und das Mädchen wieder befreit.

Doch die Tragödie von Hermannsburg liegt nicht in seiner Isolierung, sondern in seinem Sand. Fürchter-

liche Sandstürme begraben die Häuser bis zum Dach, und jeden Tag muß der Sandpflug benutzt werden. Wassermangel ist bis zu einem gewissen Grade behoben, doch gerade als ich fortging, waren die Viehherden nahe daran zu verdursten, und eine Mißernte schien unausbleiblich. Doch was auch passiert, die Eingeborenen sind vorbereitet. Die meisten Männer machen sich nützlich, indem sie Pferde und Rinderherden zusammentreiben. Ein merkwürdiger alter Mann, namens Peter, der vollständig blind ist, findet trotzdem den Weg durch den tiefsten Urwald und bleibt manchmal zwölf ganze Monate fort, um den verstreuten Stämmen zu predigen und ihnen zu helfen.

Zur Zeit waren neben mir noch zwei andere Besucher bei der Mission — beides interessante Menschen — der eine, ein geschickter Bursche, hätte ein Filmstar sein können, aber er war bloß auf der Suche nach Abenteuern, er war der Sohn eines deutschen Offiziers, war von Hause fortgelaufen und schon einmal in Süd-Amerika gewesen, dann auf den verschiedensten Wegen zur Mission gekommen, er traf jetzt Vorbereitungen für die Dingo jagd, sowohl aus sportlichen als aus materiellen Gründen, denn es wurde eine Prämie von sieben Pence für den Kadaver dieser schädlichen Tiere bezahlt, die ganze Rinderherden aus reiner Lust am Töten zerstören und zerstreuen.

Siebzehn Jahre damit zu verbringen, die Lethargie der Eingeborenen in Fleiß zu verwandeln, einem widerspenstigen Boden ein mageres Leben abzurufen, und doch den Fremden wirkliche Gastfreundschaft zu gewähren, die Monotonie der Einsamkeit zu tragen, — das mag und muß eine dankbare Aufgabe sein; doch vor solchen Leuten, wie diese in Hermannsburg, muß man den Hut lüften.



Unter den Eingeborenen der Mission lebt ein alter Mann, der vollständig blind, als Prediger wirkt und oft monatelang allein durch den Busch wandert.

Unten: Die Schule ist aus! Die Eingeborenenkinder, die nur kurze Zeit auf den Schulbänken zusammengehalten werden können, rennen begeistert ins Freie.





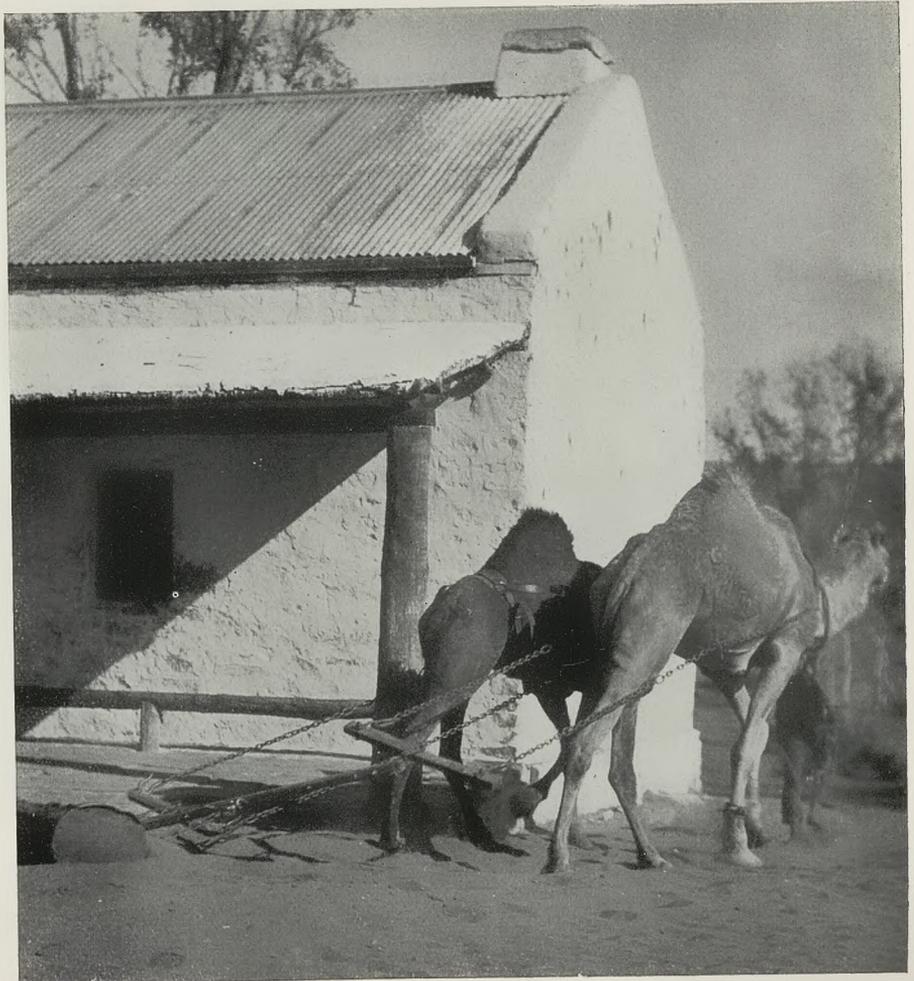
Ein junger deutscher Abenteuerer macht Station bei der Mission in Hermannsburg. Er betreibt im australischen Busche die Jagd auf Dingos. Für jedes erlegte Stück dieser räuberischen Tiere zahlt die Regierung ein hohes Schußgeld. Die Dingos, die wilden australischen Hunde, außer den Ratten die einzigen wilden Säugetiere aus der Urzeit Australiens, die keine Beuteltiere sind, haben die Größe eines Schäferhundes mit rötlich und gelbweißem Fell. Sie sind heute bedeutend seltener geworden, stellenweise sind sie ganz ausgerottet.



Kommt er von der Dingojagd nach Hause, „organisiert“ er auf der Missionsstation, hier z. B. die Verteilung von Reis und Trockenfrüchten an die Eingeborenenfrauen.



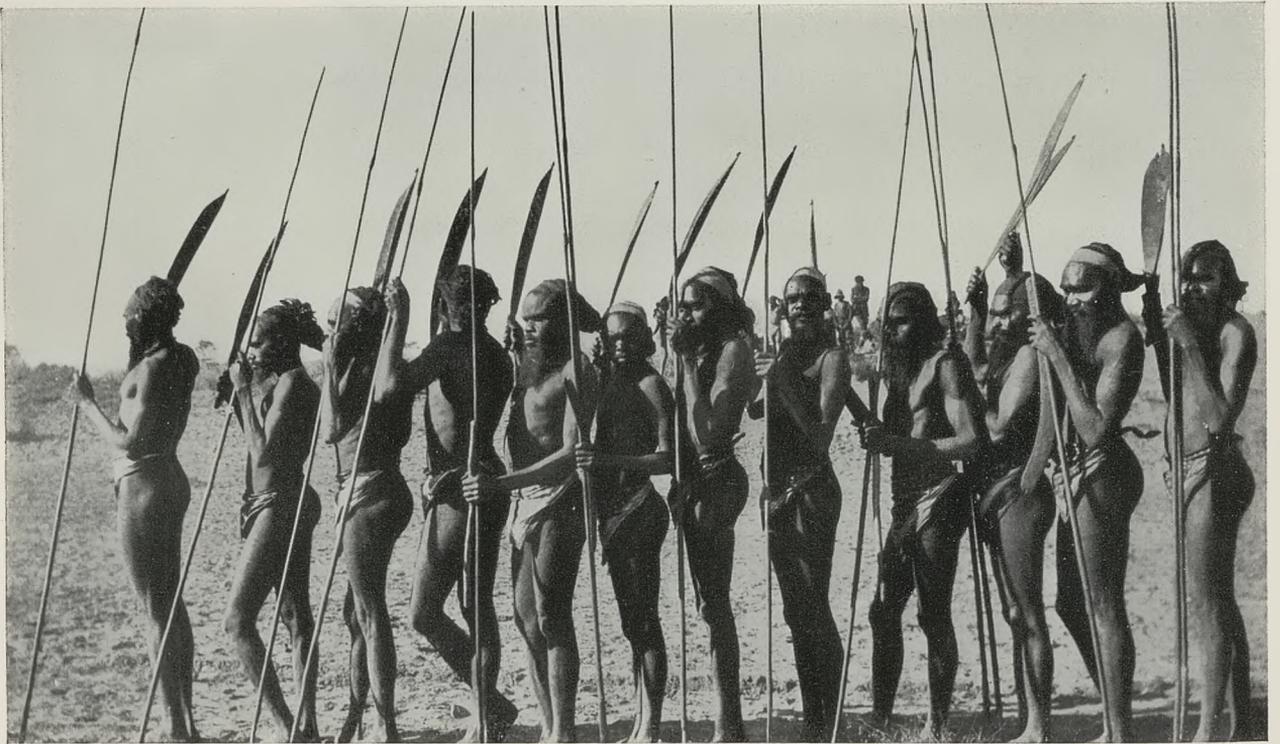
Eingeborenen-Mädchen bei der Arbeit auf der Missionsstation, zu der sie sich rasch sehr anständig zeigen.



Sandstürme begraben die Häuser oft bis zum Dach; der Sandpflug, von Kamelen gezogen, muß Tag für Tag Raum bahnen.



Loricha-Stämme kommen zuweilen bei ihren Freunden, den Arunta, die große Anhänger der Mission sind, in Hermannsburg zusammen. Der Ort selbst liegt am Finke River am südlichen Rande des Mac Donnell Gebirges in Zentralaustralien.



Männer vom Loricha-Stamm bei der feierlichen Begrüßungszeremonie, die sie zu Ehren der betfreundeten Arunta vor der Missionsstation aufführen. Die Eingeborenen Zentralaustraliens leben in kleinen Lokalgruppen zusammen. Rassemäßig zeigen sie starke Ähnlichkeit mit der Bevölkerung des südlichen Neuguinea.

FORSCHER UND EXPEDITIONEN

Zum ersten Male in der Maurenfestung Smara.

Im Norden der spanischen Kolonie Rio de Oro unweit der Westküste Afrikas liegt der alte Handelsplatz und Sklavenmarkt Smara, den Europäern bisher verschlossen und daher unberührt von europäischer Kultur. Erst im vorigen Jahre ist es einem französischen Forscher namens *Michel Vieuchange* unter größten Hindernissen und Schwierigkeiten möglich geworden, diese Maurenfestung aufzusuchen, eine Tat, die er mit dem Leben bezahlen mußte. Sein Ausgangspunkt war der letzte marokkanisch-französische Posten Tiznit. Sein erster Vorstoß, auf dem er als Frau verkleidet ging, führte ihn schon weit über den Grenzfluß Wadi Draa hinaus; aber vor einer Räuberbande mußte sich die Karawane fluchtartig bis zum Wadi Draa zurückziehen. Erst der zweite Versuch gelang. Als letztes Hindernis mußte ein Lager von 5000 Zelten durchschritten werden. Vieuchange versteckte sich in einem der geflochtenen Behälter, die die Kamele tragen, und konnte endlich den Felsen betreten, auf dem die Stadt Smara in einem eigenartigen Stil aufgebaut ist. Er durcheilte die Gassen der Stadt, photographierte, was ihm unter die Augen kam, mußte aber nach einigen Stunden mit seiner Karawane den Rückmarsch antreten, da man einen Überfall befürchtete. Von den Anstrengungen des Unternehmens und von Ruhranfällen völlig erschöpft, kehrte Vieuchange nach Agadir zurück, wo er seinen Leiden erlag. Aber noch vor seinem Tod konnte er einen ausführlichen Bericht niederlegen.

Ausgrabungen eines assyrischen Palastes am Euphrat.

In Tell Achmar am linken Euphratufer südlich von Karkemisch haben die französischen Archäologen *Fr. Thureau-Dangin* und *M. Dunand* ihre Grabungen fortgesetzt. Es gelang ihnen, einen assyrischen Palast freizulegen, der aus der Zeit Tiglatpilesers III. (um 750 v. Chr.) stammt. In dem Palast entdeckten sie die Reste von sehr wertvollen Wandmalereien, die zum Teil rein dekorative Motive, zum Teil wirkungsvolle Szenen, wie eine Audienz beim König oder eine Hinrichtungsszene darstellen.

Große frühislamische Mosaikbilder aus Damaskus.

Im 3. Jahrhundert n. Chr. entstand in Damaskus ein großer Tempel des Jupiter. 150 Jahre später verwandelte ihn Theodosius der Große in eine christliche Kirche, die Johannes dem Täufer geweiht war. Im Jahre 706 wurde aus der Kirche eine Moschee. Der Kalif Welid I. ließ sie mit prächtigen Mosaiken schmücken. Was aus diesen später geworden ist, wußte man nicht; man glaubte sie bis auf dürftige Reste verloren. Da fiel an der Westseite des Säulenganges, der den großen Hof der Moschee umgibt, eines Tages ein Stück des Kalküberzuges herab, und man entdeckte, daß sich darunter vortrefflich erhaltene Mosaik-Gemälde befanden. Unter den

bisher freigelegten Gemälden befindet sich ein großes, das 35 Meter lang und 7,5 Meter hoch ist. Die Mosaiken geben einen schönen Einblick in den hohen Stand der orientalischen Kunst des 8. Jahrhunderts. Sie zeigen große, teilweise auf Felsen erbaute Wohnhäuser oder leichte Sommerhäuschen inmitten von Parks und Obstgärten. Im Vordergrund fließt der Barada, an dem Damaskus liegt. Menschen sind nach der strengen Lehre des Islams nirgends dargestellt.

Ägyptisch-phönizische Inschriften aus Byblos.

Die französischen Ausgrabungen in der altphönizischen Stadt Byblos förderten unter anderem eine zehnzeilige Inschrift zutage, die auf ägyptische Hieroglyphen zurückgeht und einen neuen Beweis liefert, wie sehr sich ägyptische Kultur nach Norden hin ausgebreitet hat. Außerdem wurden zwei phönizische Königsinschriften aus der Zeit Ramses II. (1292—1225 v. Chr.) entdeckt.

Ausgrabungen in Petra.

Ganz im Süden von Palästina liegt die alte Felsenstadt Petra, die Residenz des Nabatäerreiches (150 v. bis 100 n. Chr.). Sie ist wegen ihrer eigenartigen Felsenkammern und ihrer hellenistisch-orientalischen Bauten wiederholt der Gegenstand von Forschungen gewesen. Kürzlich haben dort Gelehrte der Cambridge-Universität und der dänische Orientalist *Ditlef Nielsen* durch Ausgrabungen drei Kulturschichten festgestellt. Die älteste enthielt hellenistische Vasen und Lampen, zum Teil mit bekannten Namen von Beamten und Töpfern aus dem 3. bis 2. Jahrhundert v. Chr., auch sorgfältig geglättete Keilschriftgriffel, die wahrscheinlich aus Seleucia stammen. Aus der mittleren Schicht fand man verschiedene Reste aus dem Zeitalter des Nabatäischen Reiches; sie stehen nicht mehr unter dem Einfluß der klassischen Antike, sondern weisen auf Beziehungen zu Persien, Südarabien und Ägypten. In den Tausenden von Felsenkammern wurden teils Heiligtümer oder Gräber festgestellt, teils erwiesen sich die Kammern als ehemalige Wohnungen, die Sommervillen reicher Kaufleute von Petra.

Geographische Forschungen im südwestlichen China.

In den Monaten Juni bis Oktober 1930 unternahm das geographische Institut der Sun Yatsen-Universität in Kanton eine landeskundliche Untersuchung der entlegenen Provinz Yünnan bis zum westlichsten Grenzort Talifu. Die topographische und geologische Routenaufnahme erstreckte sich über 1200 Kilometer. Kultur und Wirtschaft der verschiedenen Bevölkerungselemente, besonders der tibeto-birmanischen Restvölker, wurden eingehend studiert, und ihr Leben und Treiben auch kinematographisch festgehalten.



Abb. 1. Vorder- und Seitenansicht einer Stele (2,06 m hoch, 0,83 m breit, 0,36 m dick) mit dem Wettergott Teschub und einer „hethitischen“ Hieroglypheninschrift auf den beiden Schmalseiten und der Rückseite. Gefunden in Tell Ahmar am Euphrat, jetzt im Louvre zu Paris. Vermutlich 1. Drittel des 1. Jahrtausends v. Chr. Die Inschrift beginnt oben rechts und läuft abwechselnd von rechts nach links und von links nach rechts (sogenannte Furchenschrift, boustrophedon). Die einzelnen Zeichen sehen dementsprechend bald nach rechts (1., 3., 5., 7., 9. Zeile von oben), bald nach links (2., 4., 6., 8., 10. Zeile). Die Wörter werden durch ein Trennungszeichen, einen senkrechten Strich mit Halbkreis, auseinandergehalten.

Unentzifferte und unübersetzte Inschriften

VON DR. H. TH. BOSSERT

Unentzifferte Inschriften haben etwas Geheimnisvolles. Sie pflegen einen ungeheuren Reiz auf Philologen und Nichtphilologen auszuüben und geben Anlaß zu gewagten Kombinationen und phantastischen Lesungs- und Deutungsversuchen. Ist die Entzifferung erst erfolgt, — man denke an die ägyptischen Hieroglyphen oder die Keilschrift! — beginnt die mühselige grammatikalische und lexikographische Kleinarbeit, dann verschwindet die Schar der Dilettanten, und von all' ihren Vorschlägen und „Übersetzungen“ bleibt meist nur nutzlos bedrucktes Papier zurück.

Im Mittelmeergebiet, aus dem unsere Kultur hervorgegangen, gibt es eine beträchtliche Anzahl solcher Inschriften, die der Entzifferung und Übersetzung harren. Nicht alle sind im eigentlichen Wortsinne zu „entziffern“. Viele entziehen sich trotz ihrer Lesbarkeit hartnäckig dem Verständnis ihres Inhaltes. Vor dem Einströmen indoarischer Völker ins Mittelmeergebiet war dieses bereits von anderen Völkern mit uns noch unverständlichen Sprachen bewohnt gewesen, die nur ganz allmählig in denen der nachfolgenden Arier aufgingen. Noch in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christus, also in uns

wohlbekannter historischer Zeit, war dieser Aufsaugungsprozeß nicht zum Abschluß gelangt und viele dieser Urbewohner des Mittelmeers benutzten die griechische oder phönizische Schrift, — oft mit Zusatzbuchstaben — um ihre eigenen Sprachen inschriftlich wiederzugeben. So am Rande Kleinasiens die Phryger, Lyder (vergl. Abb. 17), Karer (vergl. Abb. 18), Lyker und andere, auf Kreta die Eteokreter, in Bulgarien die Thraker, in Italien die Etrusker, die auf dem Wege von Kleinasien dahin auf Lemnos (vergl. Abb. 16) eine Bevölkerung etruskischer Sprache zurückließen, und schließlich die Iberer in Spanien (vergl. Abb. 15). Trotz größter Bemühung ist es bei der Mehrzahl dieser lesbaren Inschriften nicht gelungen, sie vollständig zu übersetzen. Verwandte, uns bekannte Sprachen waren meist nicht zu ermitteln oder sie stellen wie das Baskische Nordspaniens, das man als einen Abkömmling des Iberischen ansieht, einen so späten, stark veränderten Sprachtypus dar, daß Vergleiche wenig Brauchbares lieferten.

Mit der Entzifferung einer Inschrift ist also nicht notwendigerweise ihre Übersetzbarkeit verbunden. Kommen nicht größere doppelsprachige

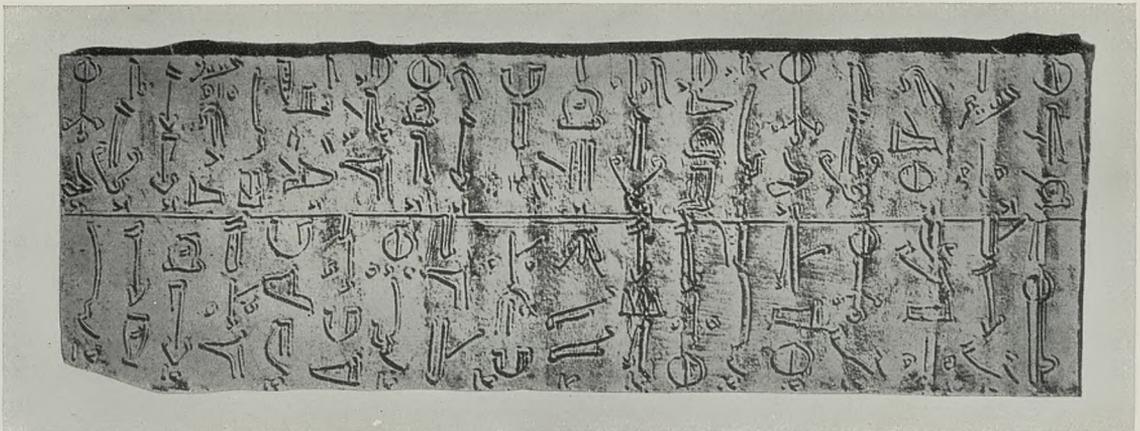


Abb. 2. Kursive „hethitische“ Inschrift auf einem Bleistreifen von 9,9 cm Länge (in der Abbildung vergrößert!). Gefunden am Anu-Adad-Tempel in Assur, jetzt im Vorderasiat. Museum zu Berlin. 1. Drittel des 1. Jahrtausends v. Chr. Die Inschrift beginnt oben rechts und endet unten rechts. Sie ist wie Abb. 1 boustrophedon abgefaßt. Die Wörter sind durch ein Trennungszeichen, einen senkrechten Strich mit Winkelhaken, auseinandergelassen.



Abb. 3. Der Diskus von Phaistos (Tonscheibe von etwa 16 cm Durchmesser und 2 cm Dicke). Gefunden im Palast von Phaistos (Kreta) zusammen mit Keramik, die sich ins 17.—16. Jahrhundert v. Chr. datieren läßt. Der Diskus ist auf beiden Seiten spiralförmig beschrieben, die einzelnen Wörter, die aus 2—7 Zeichen bestehen, sind durch senkrechte Striche getrennt. Jede Seite des Diskus enthält etwa 30 Wörter, die mit 45 verschiedenen Hieroglyphen geschrieben werden. Die einzelnen Hieroglyphen sind mit Matrizen aus Metall, Stein, Elfenbein oder Holz in den weichen Ton eingedrückt. Somit ist der Diskus von Phaistos das älteste, mit beweglichen Lettern hergestellte Druckwerk der Welt.

Inschriften, wie neuerdings etwa die lydisch-aramäische Bilingue (vergl. Abb. 17) zu Hilfe, so bleiben selbst lesbare Inschriften unübersetzbar. Die Interpretation einer Inschrift aus sich selbst heraus kann zwar zu sehr wichtigen Erkenntnissen führen, eine Übersetzung auf dieser Grundlage ist aber meist ausgeschlossen.

Die größten Aussichten auf Entzifferung haben zurzeit die sog. „hethitischen“ (vergl. Abb. 1 u. 2) und die kretischen Inschriften (vergl. Abb. 4 u. 5).

Bei jenen gibt es einige kleine Bilinguen und die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß die Sprache aus keilschriftlich abgefaßten Texten bereits bekannt ist. Bei dieser ist ein später Abkömmling, die cyprische Silbenschrift (vergl. Abb. 6), schon seit Jahrzehnten lesbar, zudem mögen nicht wenige Bestandteile der kretischen Sprache in das Griechische übergegangen sein. Auch das Albanische, das sich nur als eine indogermanisch überschichtete, vorarische Sprache erweist, könnte viel-

leicht eines Tages wertvolle Dienste leisten. Ausgeschlossen bleibt vorläufig die Entzifferung des Diskus von Phaistos (vergl. Abb. 3), da es sich nur um ein einziges Beispiel dieser Schriftgattung handelt. Zudem ist der Sitz dieser hochbedeutenden Kultur, von dem dieses Schriftdenkmal Zeugnis ablegt, ebenso unbekannt wie etwa der der Inschrift von Wan (vergl. Abb. 9). Günstiger liegen die Verhältnisse für die kürzlich entdeckte „Keilschrift“ von Ras Shamra (vergl. Abb. 8 u. 10), da es eine Anzahl größerer Texte in dieser Buchstabenschrift gibt. Bestätigt sich ein jüngst vorgenommener Entzifferungsversuch, so haben wir eine dem Aramäischen verwandte semitische Sprache vor uns.

Wohl für immer werden die Inschriften von Alvão (vergl. Abb. 13) unübersetzbar bleiben. Sie sind in größerer Anzahl auf Steinen und Schieferplatten eingeritzt Ende der neunziger Jahre in einem der Steinkistengräber des Bergzuges Alvão im nördlichen Portugal gefunden worden. Gehören sie zum Inventar dieses spätneolithischen Grabes, so gab es in Portugal gegen 3000 v. Chr. bereits eine Buchstabenschrift, deren Formen eine Entwicklung von vielen Jahrhunderten voraussetzen. Auffallenderweise sind die Alvão-Inschriften, deren Vorkommen bis jetzt auf ein einziges Grab beschränkt blieb, den späteren iberischen Inschriften (vergl. Abb. 15) derart verwandt, daß unbedingt Zusammenhänge bestehen müssen. Sei es, daß die Inschriften von Alvão erst in iberischer



Abb. 5.

Tontafel (12 zu 15 cm) aus dem Palast von Knossos (Kreta) mit kretischer Linearschrift B. 16.—15. Jahrh. v. Chr. Die Zeilen sind von links nach rechts zu lesen. Man beachte die Absätze in der 2. und 6. Zeile von oben. Die einzelnen Wörter, die aus 2—5 Zeichen bestehen, sind durch senkrechte Striche getrennt.

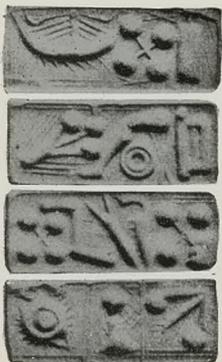


Abb. 4.

Abb. 4. Vierseitiges Siegel aus gelbem Chalzedon aus Kreta. Etwa 2000—1800 v. Chr. Kretische Hieroglyphenschrift B. Abb. 6. Inschrift in cyprischer Silbenschrift auf Kalkstein aus Cypern. Ashmolean Museum in Oxford. Die Zeichen sind von rechts nach links zu lesen. Kleine punktförmige Striche trennen die einzelnen Wörter. 1. Jahrtausend v. Chr. Die Inschrift ist lesbar, aber nicht zu übersetzen.



Abb. 6



Abb. 7. Hockender Mann mit Weihinschrift an die Göttin Baalath. Gefunden in einem ägyptischen Bergwerk des Sinai. 18.—15. Jahrh. v. Chr.

Zeit dem Grabe beigelegt wurden, sei es, daß iberische Inschriften dem Fälscher als Vorlagen dienten. Daß die iberische Schrift (vergl. Abb. 15) nicht auf das phönizische, sondern auf ein autochthones, uraltes eigenes Alphabet — eben das von Alvāo — zurückgehe, wird zwar von manchen Forschern angenommen, ist aber trotz einer Notiz des antiken Schriftstellers Strabo, die Iberer bedienten sich einer 6000 Jahre alten Schrift, zunächst wenig wahrscheinlich. Die schriftartigen Zeichen, die in der älteren Steinzeit Frankreichs sich hin und wieder auf Rentierstäben eingeritzt oder auf Kieselsteinen aufgemalt finden, können unmöglich das hohe Alter einer selbständigen europäischen Schrift bezeugen, denn die Bedeutung dieser Zeichen steht keinesfalls fest.

Die Echtheit der Tontafeln aus Glozel, die im März 1924 in einer neolithischen bzw. neolithisch sein wollenden Station des Distrikts Ferrières-sur-Sichon entdeckt wurden (vergl. Abb. 14), wird — trotz der Autorität Salomon Reinachs — von namhaften Gelehrten mit so guten Gründen bestritten, daß die Fälschung wohl als erwiesen gelten darf. Wären die Inschriften neolithisch, so wäre auch das hohe Alter der Alvāo-Inschriften kaum zu bezweifeln. Es würde sich dann vielmehr

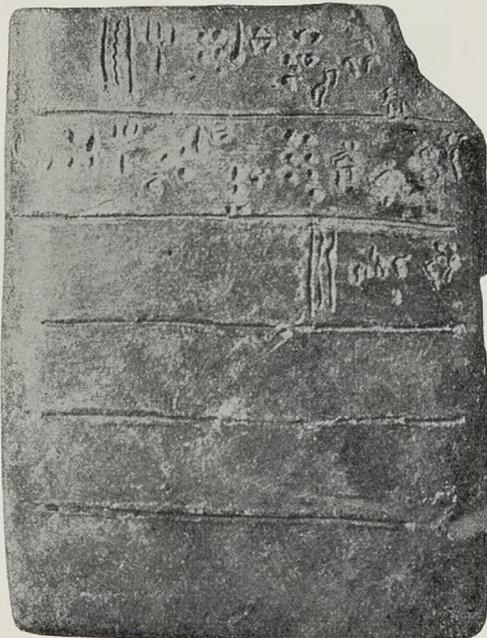
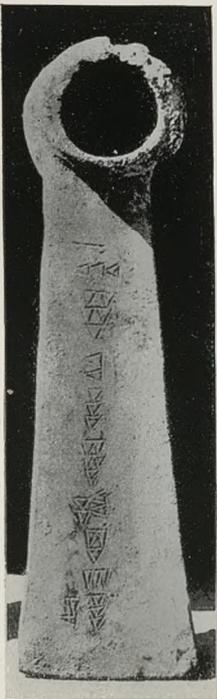


Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 8 und 10. Zimmermannsaxt und Hacke mit keilschriftartigen Aufschriften. Gefunden in Ras Shamra (Nordsyrien). Die Inschrift auf Abb. 10 gibt den Namen des Besitzers. 13.—12. Jahrh. v. Chr.

Abb. 9. Tontafel, gefunden in der Burg Toprakkaläh bei Wan (Armenien). 1. Jahrh. v. Chr.



Abb. 11. Gefäßinschrift aus Seltsch (Nordböhmen). Angeblich neolithisch (Bandkeramik) Mus. f. Völkerkunde, Leipzig.

die geistesgeschichtlich außerordentlich bedeutende Tatsache ergeben, daß Europa unabhängig vom Osten und früher als dieser zu einem eigenen, hochentwickelten Schriftsystem gelangt wäre, das sich zumindest in Portugal und Frankreich auf gleicher Grundlage aufbaute. Solange jedoch nicht einwandfreiere Zeugnisse für dieses hohe Alter der europäischen Schrift vorliegen, muß man wohl bei der bisherigen Annahme, der Wanderung des semitischen Alphabets von Osten nach Westen, verbleiben. Über die Alvão-Inschriften wie über die vor zehn Jahren bekanntgewordenen neolithischen (?) Gefäßinschriften aus Seltsch in Nordböhmen (vergl. Abb. 11), bei denen es sich ebenfalls um eine Buchstabenschrift zu handeln scheint, ist allerdings das letzte Wort noch nicht gesprochen. In ihrer Einzelheit bleiben sie vorläufig „merkwürdige Fälle“.

Überaus belustigend sind die nach dem Gesagten nicht gerade lohnenden Versuche, die Inschriften von Glozel zu entziffern und zu übersetzen. Trotz des zweifellos „neolithisch“ aufgemachten Fundortes versuchte ein französischer Gelehrter, die Inschriften als kursives Latein der Kaiserzeit zu deuten und magische Formeln, Beschwörungen und Gelübde darin zu entdecken. Ein bekannter holländischer Semitist wiederum bewies auf 222 Seiten, daß die Inschriften nur hebräisch zu lesen seien und begründete diese Ansicht folgendermaßen: Die Phönizier hätten einmal wieder (vergl. Amos, Kap. 1, Vers 9) Menschenraub getrieben und Juden aus den Bergwerken des Sinai nach Südfrankreich verschleppt, um sie dort Sklavendienste leisten zu lassen. Eines Tages hätten sich die Juden befreien können, wären nach Glozel geflüchtet und hätten dort als Bauern und Handwerker friedlich

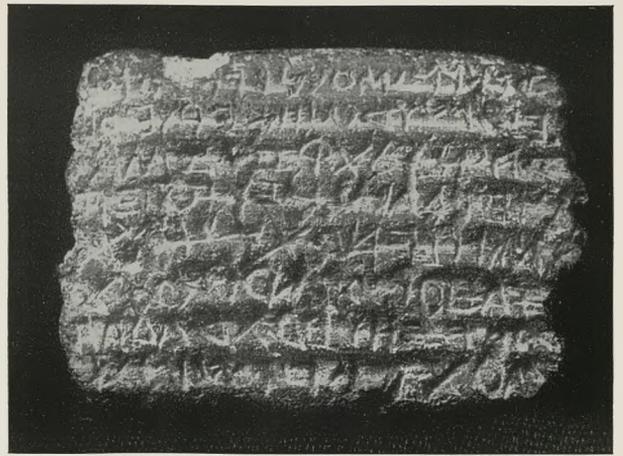


Abb. 12. Tontäfelchen, angeblich von einer der griechischen Inseln. Alphabet steht dem ältesten phönizischen Alphabet am nächsten. 2. Hälfte des 2. Jahr. v. Chr. (?)

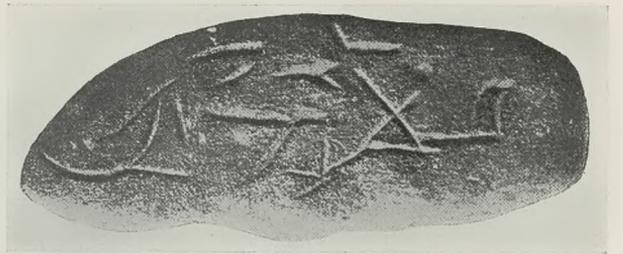


Abb. 13. Steininschrift aus Alvão (Nordportugal). Gefunden in einem spätneolithischen Steinkistengrab.

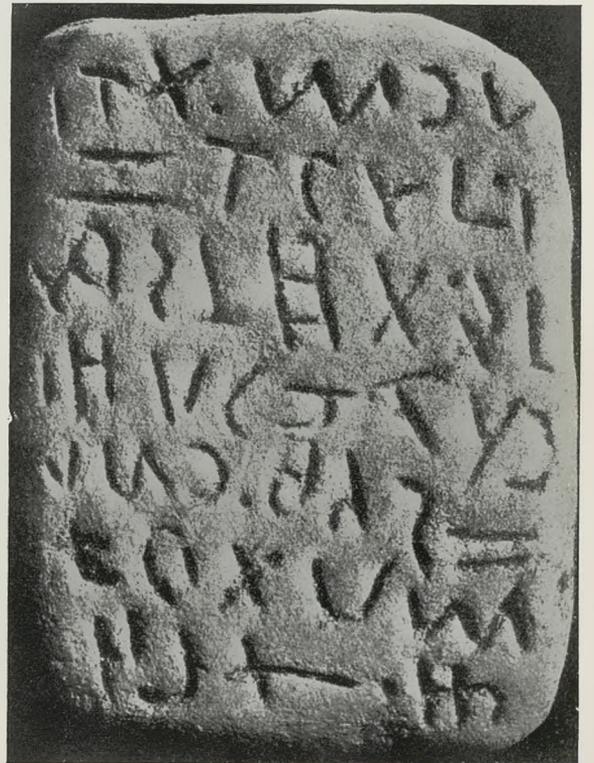


Abb. 14. Tontafel aus Glozel bei Vichy (Frankreich). Angeblich neolithisch.

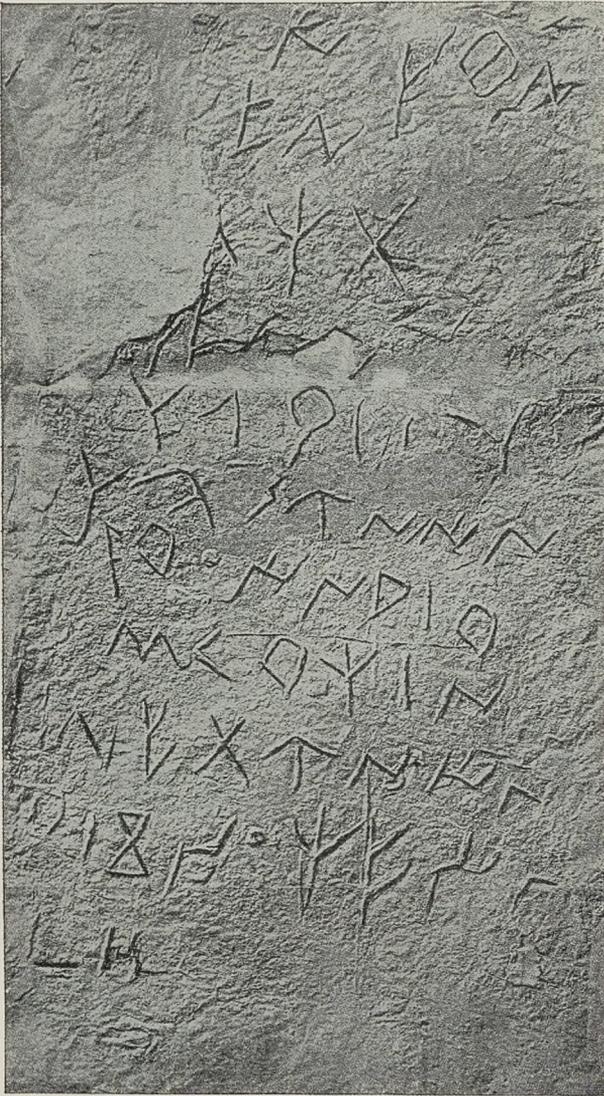


Abb. 15. Iberische Steininschrift von 11 Zeilen, jetzt im Archäol. Museum zu Valencia. Nordiberisches, rechtsläufiges Alphabet, Zeilen laufen von links nach rechts. 2. Hälfte des 1. Jahrtaus. v. Chr.

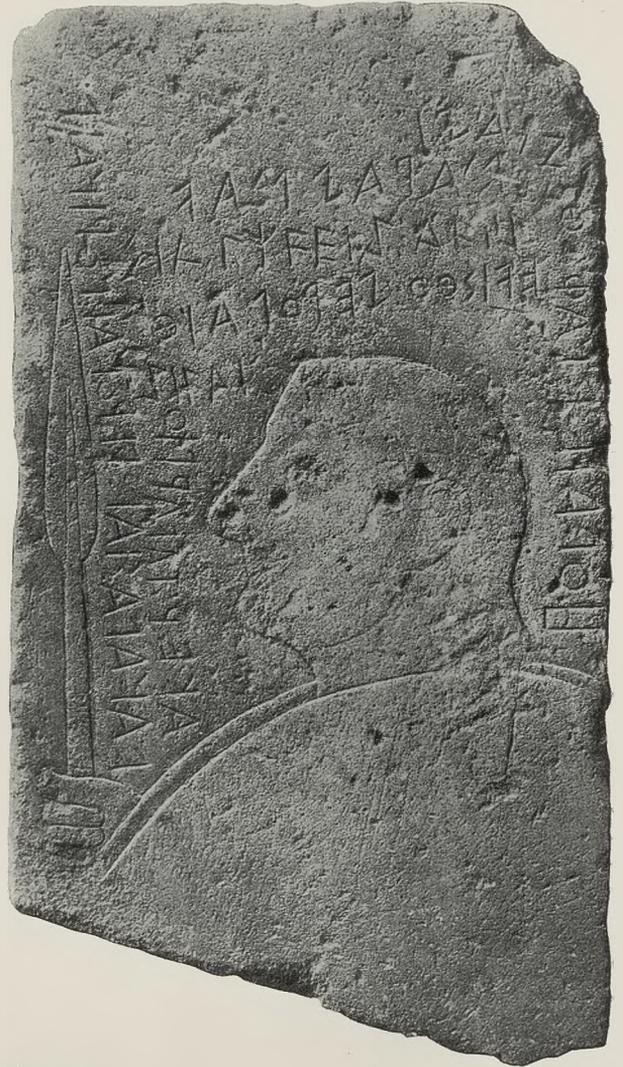


Abb. 16. Grabstelle eines vornehmen Kriegers. Von der Insel Lemnos, jetzt im Nationalmuseum zu Athen. Inschrift in jonischem Alphabet. Die waagerechten Zeilen sind boustrophedon, die senkrechten von unten nach oben zu lesen. Um 600 v. Chr.

weitergelebt. Das Alphabet der Inschriften zeige Verwandtschaft mit dem Sinai-Alphabet (vergl. Abb. 7) und späteren semitischen Alphabeten. Die unzusammenhängenden Sätze, aus denen die Inschriften meist bestanden, seien Seiten einer Art Kinderfibel, Übungsbeispiele für den Schreibunterricht jener jüdischen Kolonie. Begegnet man dann so sinnvoller Spruchweisheit wie der folgenden: „Wenn einer spielt Spottlieder, so höhnt er“, so möchte man in der Tat mit einem Rezensenten jenes Buches fragen, ob denn die Leute von Glozel ihren Kindern nichts Gescheiteres vorzusetzen gehabt hätten! Der noch lebende Fälscher der Funde von Glozel dürfte übrigens an diesen und anderen gelehrten Interpretationen seine Freude

gehabt haben! — Diese zwei Beispiele von Entzifferungsarbeit an einem besonders untauglichen Objekt mögen genügen. Ebenso amüsante Übersetzungsproben wären für alle übrigen hier erwähnten Schriftgattungen beizubringen, ohne daß dadurch die Sache im geringsten gefördert würde. Eine Unsumme von Arbeit und gutem Willen bleibt nutzlos vertan, weil die methodologische Schulung und der Sinn für das sprachlich Mögliche fehlte.

Die Rezeption des semitischen Alphabets vollzog sich im östlichen Mittelmeerbecken in den ersten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends v. Chr. nicht ganz unvorbereitet. Neben der für andere Sprachen wenig geeigneten ägyptischen

Hieroglyphenschrift und der über Vorderasien und Cypern verbreiteten Keilschrift, die für die verschiedenen Sprachen, denen sie diente, jeweils Abänderungen erfahren mußte, hatten sich im Mittelmeergebiet bereits um 1500 v. Chr. einfachere Schriftarten (vergl. Abb. 3 u. 5) herausgebildet, von denen der Sprung zur Silben- oder Buchstabenschrift nicht mehr weit war. Die cyprische Silbenschrift (Abb. 6) mit ihren fünf Vokal- und einundfünfzig Silbenzeichen und die nur noch formal an die Keilschrift erinnernde Buchstabenschrift von Ras Shamra (Abb. 8 u. 10) mit 26 bis 27 Zeichen hatten bereits denkbar größte Vereinfachung erreicht. Beide Systeme konnten keine Weltschriften werden: das cyprische nicht, weil sich nur wenige Sprachen, wie etwa die japanische (diese besitzt in ihrem

„Katakana“ übrigens eine der cyprischen in Methode und Aufbau völlig gleichende Silbenschrift) für die Wiedergabe in Silbenschrift eigneten, die Keilschrift von Ras Shamra nicht, weil die Schrift zu umständlich, zu wenig kursiv war.

In den Sinai-Inschriften (vergl. Abb. 7) war von einem semitischen Volke in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. der erste bis jetzt bekannte Versuch gemacht worden, unter Benutzung einiger weniger ägyptischer Hieroglyphen, nach akrophonischem Prinzip zu einer reinen Buchstabenschrift, einer Konsonantenschrift, zu gelangen. Ob die Sinaischrift unmittelbare und einzige Veranlassung des phönizischen Alphabets war, das sich schon im 13. Jahrhundert v. Chr. zu einer klaren, die hieroglyphischen Prototypen kaum mehr ahnenlassenden Konsonantenschrift

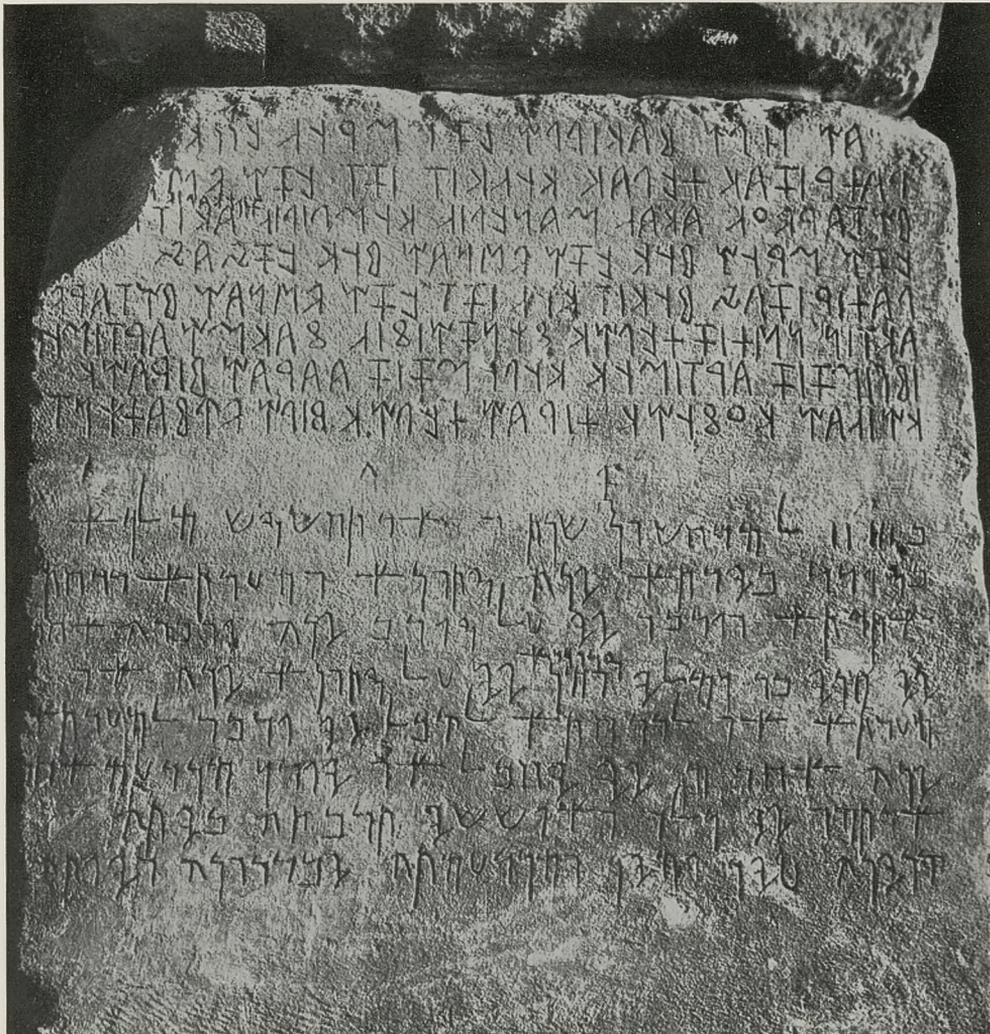


Abb. 17. Unterer Teil (83 cm hoch, 46 cm breit, 15 cm dick) der Marmorgrabstele des Mane, Sohn des Kumli. Gefunden in Sardes (Kleinasien). Datiert vom 10. Jahre des Königs Artaxerxes (455, 394, oder 340 v. Chr.). Oben 8 (früher 9) zeilige lydische Inschrift, die gleich der darunterstehenden 8 zeiligen aramäischen Übersetzung von rechts nach links zu lesen ist.



Abb. 18. Ichneumonbronze (Basis etwa 9,5 cm lang) mit ägyptisch-hieroglyphischer (links: „Horus erhalte am Leben“) und karischer Inschrift (rechts: „Iḫdeaä“). Museum für antike Kleinkunst zu München. Spätzeit (7.—1. Jahrh. v. Chr.).

entwickelt hatte, läßt sich nach Auffindung der neuen Byblosinschrift (vergl. Abb. 19), die auch nur 38 Zeichen verwendet, nicht mehr mit Sicherheit sagen. Wohl möglich, daß sich die Phönizier die Vorzüge verschiedener Alphabete, darunter der cyprischen Silbenschrift, die ihnen bekannt war, zunutze machten. Wird der cyprischen Silbenschrift

doch auch in der Frage der griechischen und kleinasiatischen Zusatzbuchstaben eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen sein. Ist dem so, so ist unser Alphabet, das ja auf das phönizische zurückgeht, als ein Produkt östlicher und westlicher Bemühungen um die Schriftvereinfachung anzusehen.

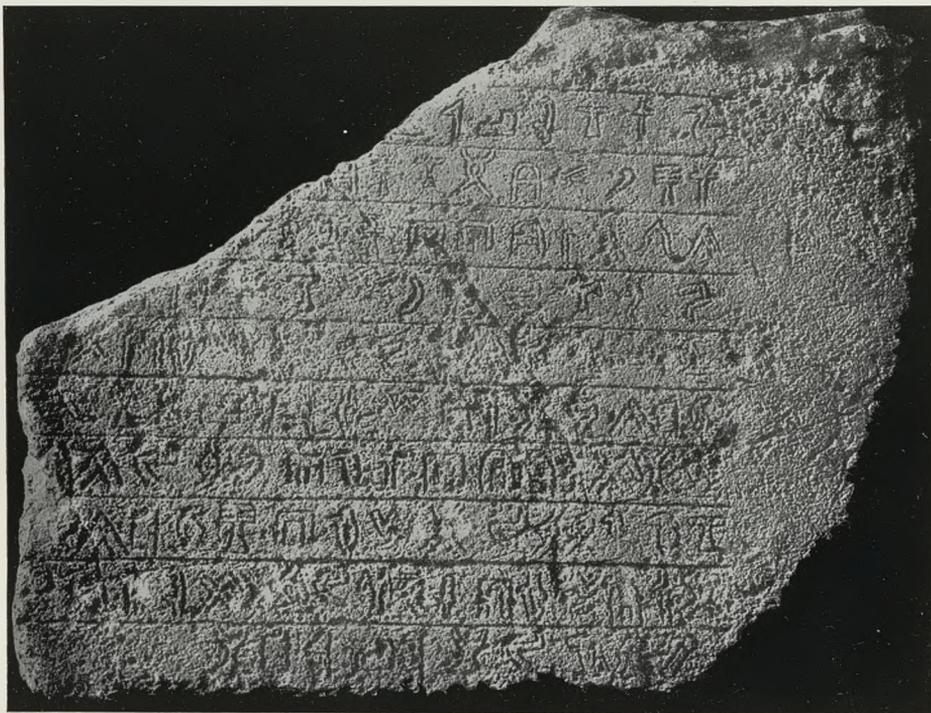


Abb. 19. Kalksteininschrift (67 cm lang, 50 cm hoch, 20 cm dick) aus Byblos (Phönizien). Die zehnzeilige Inschrift besteht aus 123 Zeichen und ist von rechts nach links zu lesen. Weitere Proben dieses Schriftsystems sind bis jetzt nicht bekannt. Wahrscheinlich 1. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr.